Der weiße Häuptling.

Eine Sage aus Nord-Mexico.

Von

Capitain Mayne Reid,

Verfasser von „Am Lagerfeuer," „Die Verbannten" ꝛc.

Aus dem Englischen

von

W. E. Drugulin.

Erster Band.

Leipzig, 1856.

Verlag von Chr. E. Kollmann.

Erstes Kapitel.

Tief im Innern des amerikanischen Festlandes — mehr als tausend Meilen vom Strande des Meeres entfernt, liegt der Schauplatz unserer Geschichte.

Ersteigt mit mir jenen Berg dort; wir wollen uns von seinem beschneiten Gipfel aus umschauen.

Wir haben seinen höchsten Punkt erreicht, und was erblicken wir?

Im Norden ein Chaos von Bergen, welche sich dreißig Breitengrade hindurch bis an den Strand des arctischen Oceans hinziehen. Im Süden die gleichen Berge — die hier in getrennten Sierra's dahinlaufen, dort sich wieder mit einander verknoten. Im Westen zeigen sich abermals Berge am Himmel und wechseln mit breiten Hochebenen ab, die sich zwischen ihren Füßen hinstrecken.

Jetzt wollen wir uns umwenden und nach Osten blicken. Hier ist kein Berg zu sehen! Soweit das Auge reicht und noch tausend Meilen weiter, gibt es keinen einzigen Berg. Die dunkle Linie, die sich dort über die Ebene erhebt, ist nur der felsige Rand einer zweiten Ebene — einer nur noch höher gelegenen Steppe.

Wo sind wir? Auf welchem Berge stehen wir? Auf der Sierra Blanca, die dem Jäger unter dem Namen der „spanischen Piks" bekannt ist. Wir befinden uns am westlichen Rande der großen Prairie.

Gegen Osten hin entdeckt das Auge kein Zeichen von Civilisation. Es gibt hier auf die Strecke einer Monatsreise hin kein einziges. Gegen Norden und Süden Nichts als Berge.

Nach Westen zu ist es anders. Durch das Telescop entdecken wir in weiter Ferne angebaute Felder — einen Streifen, der sich den Ufern eines glänzenden Flusses entlang hinzieht. Dies sind die Niederlassungen von Neu-Mexico, eine Oase, die der Rio del Norte bewässert. Der Schauplatz unserer Geschichte liegt nicht dort.

Wendet Euch abermals gegen Osten, so habt Ihr ihn vor Euch. Der Berg, worauf wir stehen, hat zur Basis eine platte Ebene, die weit gegen Osten hinreicht. Ausläufer sind nicht vorhanden. Die Ebene und der Berg reichen einander die Hände, und man gelangt mit einem einzigen Schritte vom baumlosen,

kahlen Rasen der Einen zu den felsigen, fichtenbekleideten Hängen des Anderen.

Der Anblick, welchen die Ebene gewährt, ist ein wechselvoller. An manchen Stellen, wo das Gramma-Gras einen Rasen bildet, ist sie grün; auf den meisten Punkten ist sie jedoch eben so unfruchtbar, wie die Sahara. Hier, wo die von der Sonne ausgedörrte Erde nackt ist, erscheint sie braun, doch hat sie eine röthlichgelbe Färbung, und noch weiter hin macht sie das herausblühende Salz so weiß, wie der Schnee, auf welchem wir stehen.

Die spärliche Vegetation bekleidet sie nicht mit einem grünen Kleide. Die Blätter der Agave sind scharlachroth gefleckt, und das Graugrün des Cactus wird durch seine dicht neben einander stehenden Dornen noch mehr gedämpft. Die Halme der Yucca sind mit Staub überzogen und sehen aus wie Gruppen halbverrosteter Bayonnette, während die niedrigen, struppigen Akaziengebüsche kaum der bräunlichen Agama und der Klapperschlange Schatten gewähren. Hier und da ertheilt ein einsamer Palmetto mit zweiglosem Stamme und buschiger Krone der Gegend ein afrikanisches Aussehen. Das Auge wird bald einer Landschaft müde, in welcher jeder Gegenstand eckig und dornig aussieht; und auf dieser Ebene besitzen nicht nur die Bäume den erwähnten Charakter, sondern auch die übrigen Pflanzen, ja selbst das Gras hat seine Dornen!

Mit welchen Gefühlen der Freude wenden wir uns wieder und schauen in ein liebliches Thal, welches sich vom Fuße des Berges gegen Osten hinzieht! Welcher Abstand gegen die dürre Ebene! Seine Oberfläche ist mit einem Teppich von prangendem Grün bedeckt und mit Blumen geziert, die wie bunte Juwelen schimmern; und die Silberpappel, der wilde Chinabaum, die immergrüne Eiche (Ilex) und die Weide vereinigen ihr Laub zu holden, schattigen Hainen, die uns einzuladen scheinen. Steigen wir hinab!

Wir haben die Ebene erreicht, das Thal aber liegt immer noch tief unter uns — wenigstens tausend Fuß — von einem Vorgebirg der Höhe, welche darüber hinwegragt, können wir aber seine ganze Oberfläche auf viele Meilen hin überschauen. Es ist eine ebene Fläche, wie die obere Ebene, und wenn man darauf hinblickt, könnte man sich beinahe vorstellen, daß es ein Theil der letzteren sei, der in die Erdrinde eingesunken und dadurch einer befruchtenden Kraft ausgesetzt worden wäre, die der höheren Gegend versagt geblieben ist.

Auf beiden Seiten fallen, so weit das Auge reicht, die das Thal begrenzenden Klippen steil, tausend Fuß tief, von einem Niveau zum anderen ab und sind nur an gewissen Punkten zugänglich. Von einem Klippenrande zum anderen beträgt die Breite ziemlich zehn Meilen, und dennoch sind sie von glei=

cher Höhe und sehen wie Fortsetzungen von einander aus. Ihr drohend wilder Rand, der über die schöne, sanfte Landschaft des Thales hereinragt, läßt sich mit einem schönen Bilde, welches in unbehauenem Eichenholze eingerahmt ist, vergleichen.

Ein Flüßchen durchschneidet das Thal, wie eine silberne Schlange — es zieht sich nicht in einer geraden Linie dahin, sondern macht üppige Krümmungen, als ob es gern in dieser freundlichen Umgebung weilen wolle. Seine häufigen Curven und die sanfte Strömung beweisen, daß es über eine fast ebene Fläche läuft; seine Ufer sind mit Bäumen besetzt, aber nicht ununterbrochen. Hier bildet der Baumwuchs einen breiten Gürtel, dort nur einen Saum, der kaum das Wasser beschattet, und weiterhin sieht man den Rasen bis an den Rand des Wassers hinablaufen.

Ueber die Bodenfläche des Thales sind kleine Baumgruppen und Haine verstreut; sie haben verschiedenartige Formen; manche sind vollkommen kreisrund, manche oval, wieder andere gebogen, wie die Füllhörner unserer Gärten. Das Auge begegnet einzelnstehenden Bäumen, deren volle, runde Wipfel beweisen, daß der Natur bei ihrer Entwicklung freier Wille gelassen ist. Der ganze Anblick scheint auf einen schönen, nach einem Plane gepflanzten Park zu deuten, welcher nur eben Bäume genug enthält, um das Bild zu schmücken, ohne dessen Schönheiten zu verhüllen.

Ist kein Palast, kein Herrenhaus vorhanden,

welches dieser Idee entspräche? Nein. Weder Palast noch Hütte sendet eine Rauchsäule empor. In diesem wilden Paradiese ist keine Menschengestalt zu sehen. Hirsche streifen rudelweise darin umher; der stattliche Damhirsch ruht im Schatten seiner dichtbelaubten Haine; aber hier gibt es kein menschliches Wesen. Vielleicht hat nie der Fuß eines Menschen —

Doch halt! Hier an unserer Seite steht Jemand, der eine andere Geschichte erzählen kann, hört ihm zu!

„Dies ist das Thal von San Ildefonso. So wild es auch jetzt erscheint, war es doch einst die Wohnung civilisirter Menschen. So ziemlich in seiner Mitte könnt Ihr einige unregelmäßige Massen wahrnehmen, die auf dem Boden zerstreut umherliegen. Wären sie nicht so von Bäumen und geilem Unkraut überwuchert, so könntet Ihr dort die Ruinen einer Stadt erblicken.

„Ja, auf jenem Punkte stand einstmals eine große, blühende Stadt. Hier war ein Präsidio, von dessen Zinnen die Flagge von Spanien wallte; hier befand sich ein großes Missionshaus der Jesuiten, und die Wohnungen reicher Bergwerksbesitzer und Haciendado's zierten das Thal von oben bis tief abwärts auf eine weite Strecke hin. Eine geschäftige Bevölkerung bewegte sich auf dieser Schaubühne umher, und alle Leidenschaften, die Liebe wie der Haß, die Ehrsucht wie der Geiz und die Rachsucht haben hier gewaltet. Die Herzen, welche von ihnen bewegt wurden, sind

aber längst schon erkaltet, und die Thaten, die sie hier geübt, sind von keiner menschlichen Feder berichtet worden; sie leben nur noch in Sagen, die mehr wie ein Roman, als wie wirkliche Geschichte klingen.

„Und doch sind diese Sagen mehr als ein Jahrhundert alt! Vor einem Jahrhundert hätte man vom Gipfel jenes Berges nicht nur die Niederlassung von San Ildefonso, sondern gegen zwanzig andere Städte und Dörfer erblicken können, wo heut zu Tage das Auge keine Spur von Civilisation wahrnehmen kann. Selbst die Namen der Städte sind bereits vergessen, und ihre Geschichte liegt in ihren Ruinen begraben!

„Der Indianer hat seine Rache an den Mördern Moctezuma's geübt! Wenn ihm der angelsächsische Stamm erlaubt hätte, seinen Vergeltungskrieg fortzusetzen, so würden in einem weiteren Jahrhundert — ja, in der Hälfte dieser Zeit — die Nachkommen des Cortez und seiner erobernden Begleiter aus dem Lande Anahuac gänzlich verschwunden sein!

„Schenkt Euer Ohr der Sage von San Ildefonso!“

Zweites Kapitel.

Wohl in keinem Lande sind der Religion so viele Tage gewidmet, wie in Mexico. Man glaubt, daß die „Fiesta's" die gute Wirkung hätten, die Eingeborenen zu Christen zu machen, und in jenem scheinheiligen Lande ist der Kalender der Heiligen um ein Beträchtliches erweitert worden. Fast jede Woche bringt ihr Fest mit seinem Mummenschanze von Panieren und Processionen und Priestern, die für die Altarscene im Bizarro costümirt zu sein scheinen, und Schemäer und Federroocken und einfältigen Bürgern, die im Staube knieen, und rings umher abgezogenen Hüten. Die ganze Geschichte sieht einem Londoner Guy-Fawks-Zug ähnlich und übt so ziemlich den gleichen Einfluß auf die Moralität der bürgerlichen Gesellschaft aus.

Natürlich haben die Padré's diese Festlichkeiten nicht der bloßen Unterhaltung wegen eingerichtet; —

nein, Gott bewahre! Es gibt eine Menge kleiner „Segnungen" und „Indulto's" und Besprengungen mit Weihwasser, die bei dergleichen Anlässen ausgetheilt werden müssen — natürlicher Weise nicht umsonst — und der arme Gläubige wird gehörig gerupft, so lange er sich in bußfertiger Stimmung befindet, während man ihm zu gleicher Zeit einen kurzen und bequemen Weg zum Himmelreich verspricht.

Von Feierlichkeit ist bei diesen Ceremonien keine Spur zu finden. Es sind dies recht eigentlich Belustigungstage, und es kommt nicht selten vor, daß daß man den knieenden Beter sich abmühen sieht, das Krähen seines Kampfhahnes zu unterdrücken, den er, bereits mit Kampfsporen versehen, unter den Falten seiner Serape trägt! Und das geschieht unter dem Dache des geweihten Gottes-Tempels!

An den Tagen der Fiesta sind die kirchlichen Kniebeugungen bald vorüber; und dann gelangen die Spielbuden, die Wettrennen, die Stierhetzen und Hahnenkämpfe und verschiedene andere kleine Unterhaltungen zu voller Thätigkeit. Ueberall könnt Ihr hier die Priester antreffen, die Ihr am Morgen in ihrem vollen Ornate gesehen, und einen Dollar oder eine Dublone gegen sie setzen, wenn Ihr Euch sonst dazu geneigt fühlt.

Der Johannistag ist eine von den „Fiesta's principales", einer der berühmtesten von den mexicanischen heiligen Tagen. An diesem Tage sind in den

neu-mexicanischen Dörfern und Städten die Häuser völlig verödet. Die ganze Bevölkerung zieht aus und bewegt sich nach einer wohlbekannten Localität — nach einer nahgelegenen Ebene — um den Festlichkeiten zuzusehen, die aus Wettrennen, Stierwerfen, Hahnenziehen und dergleichen bestehen. Die Pausen zwischen diesen Belustigungen werden durch Hazardspiele, Rauchen und Liebeleien ausgefüllt.

Bei solchen Anlässen herrscht eine große republikanische Gleichheit. Reiche und Arme, Hohe und Niedrige vermischen sich unter der Menge und betheiligen sich an den Unterhaltungen des Tages.

* *
*

Es ist Johannistag. Vor der Stadt San Ildefonso liegt eine große, beras'te Ebene, und auf dieser sind die Bürger versammelt. Dies ist der Schauplatz der Festlichkeit, und die Unterhaltung wird bald ihren Anfang nehmen. Ehe dies geschieht, wollen wir eine Wanderung durch die Menge machen und die Theile, woraus sie besteht, betrachten.

Es sieht aus, als ob alle Klassen der Gesellschaft — oder vielmehr die ganze Gesellschaft selbst — zugegen wären. Dort gehen die zwei rüstigen Padres der Mission und bahnen sich in ihren langen Gewändern von grober Serge, mit bis auf die Kniee herab hängenden Rosenkranz und Crucifix, einen Weg durch die Menge; ihre Scalplocke ist glatt hinwegrasirt;

der Apache wird auf ihren Scheiteln keine Trophäe finden.

Der Cura der Stadtkirche macht sich mit seinem langen, schwarzen Mantel, breitkrämpigen Hut, schwarzseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen bemerklich. Hier lächelt er die Menge wohlwollend an, dort entsendet er scharfe, jesuitische Blicke aus seinen schwarzen unheimlichen Augen; dann läßt er wieder seine weißen, Juwelengeschmückten Finger spielen, wenn er einer frisch angekommenen Sennora beim Ersteigen ihres Sitzes Hilfe leistet. Diese schwarzröckigen neumexicanischen Pfarrer sind große Verehrer der Damen.

Wir sind vor mehreren Reihen von Bänken angelangt, welche über einander emporsteigen. Wir wollen sehen, wer sich darauf befindet. Schon der erste Blick zeigt uns unverkennbar, daß sie im Besitze der Familias principales, der Aristokratie, der Niederlassung sind. — Ja, dort ist der reiche Commerciante Don José Rincon, mit seiner dicken Frau und seinen vier dicken, schläfrig aussehenden Töchtern. Dort ist ferner die Frau und Familie des Alcalden, sowie dieser Beamte selbst mit seinem kostbar behangenen Amtsstabe zu sehen; und hier erblicken wir die Ecchevarrias — die sich für so hübsch halten unter der Obhut ihres Bruders, des Stutzers, der das National-Costüm heute bei Seite gelegt hat und sich nach pariser Mode kleidet! Hier ist der reiche Haciendado, Sennor Gomez del Monte, der Besitzer von zahllosen Heerden

und Aeckern im Thale; und dort wieder Andere dieser Klasse mit ihren Sennoras und Sennoritas. Hier sehen wir auch den Zielpunkt aller Augen, die schöne Catalina de Cruces, die Tochter des reichen Bergwerk=Besitzers Don Ambrosio. Wer das Lächeln Catalina's erwirbt, oder wir sollten eher sagen, wer sich in die gute Meinung des Vaters einnistet — denn Don Ambrosio wird bei der Verheirathung ein Wort zu sprechen haben — wird gewiß ein unglücklicher Geselle sein. Man flüstert sich allerdings zu, daß die Sache bereits schon arrangirt, und daß der Capitain Roblado, der Zweite Commandirende im Präsidio, der glückliche Bewerber sei. Da stehet er mit seinem großen Schnurrbart, auf der Brust, wie auf dem Rücken mit goldnen Tressen bedeckt, und er wirft Jedem, der es wagt, seine Augen einen Moment auf der schönen Catalina ruhen zu lassen, grimmige Blicke zu. Trotz seiner goldnen Tressen und seines herausfordernden Wesens scheint es doch nicht, als ob Catalina bei ihrer Wahl einen großen Geschmack bewiesen habe; — ist er aber der Mann ihrer Wahl? Vielleicht nicht — vielleicht ist er von Don Ambrosio gewählt, welcher selbst von plebejischer Abstammung ist, und deshalb denn auch strebt sein Blut mit dem des militärischen Hidalgo zu vermischen. Der Soldat hat kein Geld — kein Vermögen, als seinen Sold, und dieser ist schon auf Monate im Voraus verpfändet; aber er ist ein echter Gachupino von „Blaublut," ein echter

„Higa de algo.“ Der Ehrgeiz des alten Burschen ist bei einem Emporkömmling nichts Ungewöhnliches.

Vizcarra, der Commandante ist ebenfalls zugegen; — er ist ein langer, vierzigjähriger Oberst und mit Tressen bedeckt und befiedert wie ein Pfauhahn. Er ist ein Junggesell, und während er mit dem Padré, dem Cura oder dem Alcalde plaudert, schweift sein Auge auf den Gesichtern der hübschen Poblanas umher, welche in der Nähe vorübergehen. Diese dagegen betrachten seine glänzende Uniform mit einem Erstaunen, welches er, der sich einbildet ein echter „Don Juan Tenorio“ zu sein, für Bewunderung hält, und mit einem gnädigen Lächeln erwidert.

Hier sehen wir auch den dritten Officier — es sind drei vorhanden — der Teniente, welcher Garcia heißt. Er ist hübscher und deshalb sowohl bei den Poblanas wie bei den reichen Sennoritas beliebter, als wie seine beiden Vorgesetzten. Es wundert mich, daß die schöne Catalina ihm nicht den Vorzug gibt. Wer vermag zu bestimmen, ob sie es nicht thut? Eine mexicanische Dame pflegt ihre Seele weder auf ihren Aermeln, noch auf ihrer Zunge zur Schau zu tragen.

Es würde eine schwere Aufgabe sein, wenn man bestimmen wollte, an wen Catalina jetzt denkt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß sich in ihrem Alter — sie ist zwanzig — ihr Herz noch in eigner Verwahrung befindet; aber Wem gehört es? Roblado? Ich möchte darauf wetten, daß dies nicht der Fall

sei. Garcia? Das wäre eher möglich. Aber es gibt noch viele Andere — junge „Haciendados," Bergwerks-Beamte und einige der Kaufmannschaft der Stadt angehörige Stutzer. Ihre Wahl kann auf keinen derselben gefallen sein. Quien sabe?

Wir wollen unsern Weg durch die Menge weiter fortsetzen!

Wir sehen die Soldaten der Besatzung mit klingenden Sporen und langen Schleppsäbeln sich unter die Serape bekleideten Handwerker, die Gambucinos und Rancheros des Thales mischen. Sie ahmen ihren Officieren im stolzirenden Gange und renommistischen Wesen nach, deren Charakter uns schon in den Stand setzt, zu behaupten, daß die Militairgewalt hier die erste Rolle spielt. Sie sind sämmtlich Dragoner — gegen die indianischen Feinde würde Infanterie nutzlos sein — und sie bilden sich ein, daß das laute Klirren ihrer Sporen und das Rasseln ihrer stählernen Säbelscheiden viel zu ihrer Wichtigkeit beitrage.

Sie werfen ihre Augen auf die Poblanas, und die Geliebten der Poblanas beobachten dagegen sie mit fortwährend wachsender Eifersucht.

Die „Poblanas" sind die hübschesten Mädchen des Ortes; aber Alle, die hübschen wie die häßlichen, sind heut' in ihren besten und buntesten Putz gekleidet. Die Einen tragen blaue — andere scharlachrothe — noch andere purpurrothe Enaguas; und viele da-

von sind unten geschmackvoll mit schmalen Spitzen besetzt. Sie tragen ein gesticktes Chemisette mit schneeweißem Busenstreif und einen graciös umgelegten blauen Roboso, der Hals, Busen, Arme und in manchen Fällen, wenn die Eigenthümerin sehr kokett ist, sogar das Gesicht verbirgt! Ehe der Abend hereinbricht, wird dieses eifersüchtige Kleidungsstück die Hälfte seiner Prüderie verloren haben. Schon schauen die hübschen Gesichter darunter hervor, und man kann aus der Zartheit des Teints ersehen, daß sie vor Kurzem erst von der „Allegria" oder Pflanzenschminke rein gewaschen worden sind, welche sie in den letzten vierzehn Tagen häßlich gemacht hat.

Die „Rancheros" befinden sich in ihrem vollen schönen Costüm — Manchester-Beinkleidern, die am Fuße weit, und an den Seiten herauf offen sind; Stiefeln von rohem Leder, Jacken von gegerbten Schaffellen oder reich gesticktem Manchester, unter denen bunte, gestickte Hemden hervorschauen, und um den Leib Schärpen von schwerer rother Seide. Die Krone dieses ganzen Costüms ist der breitkrämpige Sombrero, von schwarzem Glanzleder mit silbernen oder goldnen Hutbändern und Agraffen von gleichem Material, die in den Hutkopf eingeschraubt sind. Manche haben keine Jacke — sondern lassen die Stelle einer solchen durch eine nachlässig von den Schultern herabhängende Serape ersetzen. Alle diese Männer haben Pferde bei sich und an ihren Füßen kann man

volle fünf Pfund schwere Sporen sehen, deren Räder 3, 4 und sogar 5 Zoll im Durchmesser haben.

Die „Gambucinos" und jungen Männer der Stadt, die dem Handwerker= oder dem Krämerstande angehören, sind auf ganz ähnliche Weise gekleidet; aber die der höhern Klasse — die Beamteten und Kaufleute, tragen Wollentuchjacken und Pantalon's, die nicht gerade von europäischem Zuschnitt sind, aber sich demselben nähern — eine Art von Compromiß zwischen der pariser Mode und dem einheimischen Costüm des Landes.

Außerdem kann man noch eine Klasse des Costüms wahrnehmen, welche von Vielen unter der Menge getragen wird. Dies ist die Kleidung der eingebornen „Pueblos" oder Indios mansos — der armen Bergwerks=Arbeiter und der neubekehrten Bewohner der Mission. Die Kleidung ist einfach, und besteht aus einem Ober=Gewande, der Tilma, die eine Art von Rock ohne Aermel ist. Ein Kaffeesack, durch den am Boden und auf den Seiten Schlitze gemacht wären, um Kopf und Arme hindurch zu stecken, würde eine gute Tilma bilden. Sie hat keinen Gürtel und hängt ohne weitere Befestigung von den Schultern bis beinahe auf die Hüften hinab. Die Tilma ist gewöhnlich ein Stück grobes Teppichzeug von dem wohlfeilen Wollentuch des Landes, welches man „Gerga" nennt, und eine weißliche Farbe hat, während ein Paar bunte Fäden durchlaufen, um ihm das Ansehen

zu geben, als ob es gemustert wäre. Hierzu kommen noch Kniehosen von Schafleder und roh gearbeitete Sandalen (Guaraches); dies bildet die Tracht der meisten „Indios mansos von Mexico". Der Kopf ist unbedeckt, und die Beine schimmern vom Knie bis zum Knöchel in ihrer ganzen kupferfarbigen Nacktheit hervor.

Von diesen dunkeln Eingebornen — die „Peons" der Mission und den Bergwerksarbeitern — schreiten Hunderte auf dem Platze umher, während ihre Weiber und Töchter auf dem Boden hinter ihren Petates oder Mattendecken sitzen, auf welchen die Früchte des Bodens — die Tunnas, Petahayas, Pflaumen, Aprikosen, Trauben, Sandias und andere Arten Melonen, sowie die gerösteten Nüsse des Pinnon-Baumes, der in den benachbarten Bergen wächst, aufgehäuft sind. Andere haben Buden mit Dulces und Aguamiel oder Limonade; während noch Andere kleine Laibe (Piloncillos) von meist Stengelzucker, oder gebacknen Agave-Wurzeln verkaufen. Ein Theil der Weiber kauert vor Feuern und bereitet Tortillas und Chile colorado, oder läßt die mit Zucker versüßten Chocolatentafeln in ihren irdenen Ollas zergehen.

Von diesen bescheidenen Hökern kann man nun ein Paar Clacos, eine Schüssel mit brennendem, gepfeffertem Ragout, ein Gericht Atole (Maisbrei) oder eine Schale Pinnole (Maisschleim) erlangen. Außerdem sind noch Stände vorhanden, wo man Cigarillos oder einen Trunk des hitzigen Aguardiente

von Taos oder El Paso erkaufen kann; diese Stände werden gewöhnlich von durstigen Bergleuten und Soldaten heimgesucht. Eigentliche Buden gibt es hier nicht, aber die meisten Höker schützen sich durch einen mächtigen Schirm von Palmetto-Matten (Petate), der Regenschirmartig über ihren Köpfen ausgespannt ist, gegen die Sonne.

Noch von einer Klasse haben wir zu sprechen — einer Klasse, die bei dem Sanct Johannisfeste ihre Wichtigkeit besitzt — derjenigen, die sich um den Preis der Kampfspiele bewerben werden — den eigentlichen Hauptpersonen dieser Spiele.

Dies sind junge Männer, welche allen Graden der Gesellschaft angehören und sämmtlich beritten sind; — natürlich Jeder auf die beste Weise, welche er möglich machen kann. Da sprengen sie umher, lassen ihre bunt aufgeputzten Rosse springen und courbettiren — was hauptsächlich vor den Bänken geschieht, auf denen die Sennoritas sitzen. Unter ihnen finden sich Bergwerksbesitzer und junge Haciendados und Rancheros, und Vaqueros und Ciboleros und junge Kaufleute, die gut reiten können. In Mexico versteht Jedermann das Reiten; selbst die Stadtbewohner sitzen gut zu Pferde.

Es sind beinahe hundert von diesen Jünglingen zugegen, die sich an verschiedenartigen Geschicklichkeitsproben betheiligen.

Die Spiele mögen ihren Anfang nehmen!

Drittes Kapitel.

Die erste Schaustellung, welche das Programm verhieß, sollte der Coleo de toros sein, oder zu deutsch das Stierwerfen. Eine regelrechte Plaza de toros, oder arena für den Stierkampf ist nur in den sehr großen Städten von Mexico zu finden. Aber das Spiel des Stierwerfens kann man in jedem, selbst dem unbedeutendsten Dorfe sehen, da hierzu nur eine offene Ebene und der wildeste Stier, den man auftreiben kann, nöthig ist. Das Vergnügen ist nicht ganz so aufregend, wie das Stiergefecht, denn es ist für die dabei Betheiligten weniger gefährlich. Dessen ungeachtet hat der Coleo nicht selten die Spießungen eines Pferdes oder die Verstümmelung eines Reiters zufolge, und es sind zuweilen tödtliche Unglücksfälle vorgekommen; denn es begibt sich mitunter, daß das Pferd strauchelt und Roß und Reiter von den Uebrigen, die

weiter hinten herankommen, getreten werden, so daß in dem bunten Reitergemisch häßliche Unfälle keineswegs etwas Ungewöhnliches sind. Der Coleo ist daher ein Spiel der Kraft, des Muthes und der Geschicklichkeit; und es bildet einen Gegenstand des höchsten Ehrgeizes der Jugend einer neumexicanischen Niederlassung, sich in ihm auszuzeichnen.

Sobald die Vorkehrungen beendet waren, verkündete ein Herold, daß der Coleo beginnen solle. Diese Verkündigung war einfach genug und bestand darin, daß die Menge auf die eine Seite getrieben wurde, um dem Stier, wenn er losgelassen war, den Weg nach dem offnen Lande frei zu lassen. Wenn ihm diese Gunst nicht gestattet ward, so wäre zu besorgen gewesen, daß er auf die Menge zulief. Aus Furcht vor einem solchen Unfalle waren die meisten von den Frauen in die grob gearbeiteten Carretas gestiegen, die zu Dutzenden auf dem Terrain versammelt waren, nachdem sie ihre Besitzerinnen zum Schauspiel gebracht hatten. Natürlicherweise fühlten sich die Sennoras und Sennoritas auf den höchsten Bänken sicher.

Die Preisbewerber wurden jetzt in eine Reihe aufgestellt. Für diesen ersten Rang zählte man ein Dutzend ab, — junge Männer aller Klassen, welche Reiter ersten Ranges waren, oder sich für solche hielten.

Es waren Rancheros in ihrer malerischen Tracht, rüstige Arrieros, Bergleute aus der Nähe, Bewohner

der Stadt, Haciendados aus dem Thale, Vaqueros oder Kuhhirten von den Weidegütern, und Ciboleros oder Büffeljäger, die zum größten Theile ihre Heimath auf der weiten Prairie haben. Auch mehrere Dragoner hatten sich zu den Uebrigen gesellt, und bestrebten sich, ihre Ueberlegenheit in der Führung des Pferdes an den Tag zu legen.

Auf ein Signal wurde der Stier aus einem benachbarten Corral hervorgebracht; er wurde nicht von Fußgängern geführt, denn dies würde ein gefährliches Unternehmen gewesen sein. Die Führer waren gut berittene Vaqueros, die ihre Lassos um seine Hörner geschlungen hatten, und sich bereit hielten, ihn mittels eines Ruckes zur Erde zu werfen, sobald er eine Spur von Widersetzlichkeit sehen lassen würde.

Er schien mit seinem zottigen Stirnhaare und seinem drohend glühenden Auge eine boshafte Bestie zu sein. Es bedurfte nur geringer Reizung, um ihn nur noch furchtbarer zu machen, denn er schlug bereits zornig mit dem Schwanze gegen die Seiten, warf seine langen, geraden Hörner in die Luft, schnaubte heftig und stampfte von Zeit zu Zeit mit den Hufen auf den Rasen. Er war unverkennbar Einer von den wildesten eines wilden Geschlechts — dem des spanischen Stieres.

Aller Augen waren mit Interesse auf ihn geheftet, und die Zuschauer machten ihre Bemerkungen über seine Eigenschaften. Die Einen hielten ihn für zu

feist, Andere behaupteten, daß er sich gerade jetzt in dem Zustande befände, um gut zu laufen — denn bei dem Coleo ist die Schnelligkeit und nicht der Muth diejenige Eigenschaft, welcher man den Vorzug gibt. Diese Verschiedenheit der Meinungen führte zu zahlreichen Wetten in Bezug auf die Zeit, welche vom Aufbruch bis zum Erfassen und Werfen des Stieres verstreichen würde. Mit dem Werfen ist natürlicherweise die Jagd zu Ende.

Wenn man bedenkt, daß das Thier, welches dazu ausgewählt wird, ein's der stärksten, wildesten und unbändigsten seiner Art ist, und daß keine Waffe — ja nicht einmal der Lasso — gestattet wird, so muß man zugeben, daß die Ausführung des Kunststückes ihre Schwierigkeiten hat. Das Thier läuft beinahe so schnell, als das Pferd galoppiren kann; und um es unter diesen Umständen auf die Erde zu schleudern, ist ein Kunststück nöthig, welches Geschicklichkeit, Stärke und die beste Reitergewandtheit erfordert. Dies Kunststück besteht darin, daß man den Schwanz des Stieres faßt, ihn unter einem seiner Hinterbeine hindurch zieht, und das Thier sodann mit einem heftigen Zuge auf den Rücken wirft.

Der Stier wurde etwa zweihundert Schritte über die Reiterlinie hinausgeführt und hier ließ man ihn mit der Ebene zugekehrtem Kopfe Halt machen. Die Lassos, welche ihn mittelst einer Laufschlinge festhielten, wurden dann vorsichtig losgemacht, zwei bis

drei mit Widerhaken versehene Schwärmer in seine Haut geworfen, und nun begann er seinen Lauf unter wildem Geschrei der Zuschauer.

Im nächsten Moment spornten ihm die Reiter nach, von denen Jeder auf seine eigne Weise schrie.

Die Linien hatten sich bald aufgelöst, und man sah eine wirre Masse von Reitern wie Fuchsjäger über die Ebene hinjagen. In jedem Augenblicke wurde der Trupp länger, und was anfangs eine Linie gebildet hatte, wurde jetzt mehrere hundert Schritte lang in doppelten und einfachen Gliedern hingezogen, und so jagten sie mit Peitschen und Sporen die Rosse, aufs äußerste antreibend, dahin.

Der Stier, welcher durch die mit Widerhaken in seine Haut befestigten Schwärmer wüthend gemacht, und durch das Zischen derselben in Schrecken gejagt wurde, lief mit Anstrengung aller seiner Kraft in beinahe gerader Linie vorwärts. Der ihm gestattete Vorsprung ließ sich selbst von schnellen Reitern nicht so leicht wieder ausgleichen, und er war mehr als eine volle Meile weit gekommen, ehe sich ihm Jemand näherte. Jetzt sah man einen Dragoner auf einem großen Braunen dicht zu ihm heran drängen und endlich den Schwanz erfassen. Man bemerkte, daß er denselben ein paar Mal scharf anzog, als bemühe er sich, die Bestie durch bloße Kraftanstrengung zu werfen. Es mißlang jedoch, denn im nächsten Momente

schoß der Stier seitwärts davon und ließ seinen Verfolger hinter sich.

Ein prächtig berittener junger Haciendado war der nächste, der an seine Seite kam; aber so oft er vorwärts griff, um den Schwanz zu erfassen, wurde er aus seinem Bereiche geschleudert. Endlich gelang es, denselben zu ergreifen, aber der Stier that einen plötzlichen Satz, riß seinen Schwanz aus den Händen des Reiters und ließ diesen ebenfalls dahinten.

Es gehörte zu den Bedingungen des Coleo, daß jeder Mitbewerber sich von dem Kampfplatze zurückziehen mußte, wenn es ihm einmal mißlungen war. Der Haciendado und der Dragoner waren daher gegenwärtig aus dem Felde geschlagen.

Man sah sie zurückreiten, wenn auch nicht gerade nach den Zuschauern hin; sie zogen es vor, einen Umweg zu machen, um bei ihrer Rückkehr ihre Gesichter nicht so genau betrachten zu lassen.

Der Stier lief weiter, und die begierigen und aufgeregten Reiter ihm nach. Ein zweiter Dragoner versuchte sein Glück und wurde ebenfalls zurückgeschlagen. Dann kam ein Vaquero und noch ein Paar andere Reiter, aber Alle ohne Erfolg; und jeder Fehlschlag wurde durch ein Zischen und Stöhnen unter der Menge begrüßt. Einige stürzten, was die Zuschauer von Herzen belachten, und ein Pferd wurde schwer verwundet, da es sich vor den Stier gewagt hatte, und mit seinen Hörnern in Berührung gekommen war.

In weniger als zehn Minuten sah man elf von den zwölf Preisbewerbern von der Hetze zurückkehren.

Es blieb nur noch ein Einziger übrig, der den Versuch noch nicht gewagt hatte. Der Stier hatte sich als ein prächtiger Bursche bewiesen, und befand sich bereits in der höchsten Gunst; er wurde von den Zuschauern mit Beifall begrüßt.

„Bravo, toro! bravissimo!“ hörte man von allen Seiten.

Alle Augen waren jetzt auf das wüthende Thier und seinen noch einzigen Verfolger gerichtet; beide waren nahe genug, um gut beobachtet werden zu können; denn die Hetze hatte bis jetzt nicht in einer einzigen geraden Linie, sondern in verschiedenen Richtungen über die Ebene geführt, und der Stier war aus diesem Grunde nicht weiter von der Menge entfernt, als zu der Zeit, wo eben der erste Dragoner ihn eingeholt hatte. Er lief in diesem Momente quer über den Rennplan, und die Augen der Zuschauer konnten daher jede Bewegung des Verfolgten, wie des Verfolgers deutlich beobachten.

Schon der erste Blick zeigte, daß der Stier jetzt das hübscheste Roß und den nettesten Reiter des Feldes hinter sich hatte. Ob sie sich als die Besten erweisen würden, war noch zu ermitteln.

Das Pferd war ein großer kohlschwarzer Mustang mit langer voller Mähne, die nach dem Ende hin spitzig zulief und wie die Fahne eines laufenden Fuchs=

ses getragen wurde. Selbst im Galopp war sein Hals etwas gekrümmt, und seine stolze Gestalt, die sich gegen den glatten Rasen abzeichnete, erreichte den Ausdruck der Bewunderung.

Der Reiter war ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren, und sein helllockiges Haar und sein weißer Teint unterschieden ihn von seinen Mitbewerbern, die ohne Ausnahme brünette Männer waren. Er trug das volle Ranchero-Costüm mit seiner reichen Stickerei und seinen Nebenanhängseln, und statt die gewöhnliche Serape eine purpurne Manga, die ein graziöses, aber kostbares Kleidungsstück ist. Er hatte die langen Schöße derselben hinter sich geworfen, um die Arme frei zu haben, und die sich im Winde öffnenden Falten vermehrten die Anmuth seiner Haltung im Sattel.

Das plötzliche Erscheinen dieses glänzenden Reiters, — denn da er bisher mit zusammengeschlagener Manga im Hintertreffen geblieben war, schien er nicht bemerkt worden zu sein, — war die Ursache der allgemeinen Aufmerksamkeit und man hörte Viele nach seinem Namen fragen.

„Carlos der Cibolero!“ rief eine Stimme laut genug, um Alle zugleich zu befriedigen.

Einige wußten augenscheinlich, wer Carlos der Cibolero war, wiewohl die größte Zahl der Anwesenden ihn nicht kannte. Von den Erstern hörte man fragen:

„Warum ist er nicht früher vorgekommen?“

„Er hätte es thun können, wenn er gewollt!"

„Carrambo! Ja, fügte ein Andrer hinzu, er hätte es thun können, er ist nur zurückgeblieben um den Andern ihr Glück versuchen zu lassen, er wußte, daß Keiner den Stier werfen konnte."

„Mira!" (seht)

Die Vermuthung des Sprechenden war ohne Zweifel richtig.

Es ließ sich auf den ersten Blick erkennen, daß dieser Reiter leicht im Stande war, den Stier einzuholen; sein Pferd befand sich noch in leichtem Galopp, und obgleich es die Ohren gespitzt und die weiten Nüstern aufgeblasen hatte, so rührte dies nur von der Aufregung des Hetzens und von dem Zwange her, mit welchem es bisher zurückgehalten worden war. Der Zügel wurde wirklich auch jetzt noch fest angezogen.

Als derjenige, welcher vorhin gesprochen hatte, das warnende „Mira"! sprach, sah man plötzlich im Wesen des Reiters eine Veränderung eintreten. Er war noch etwa zwanzig Schritte vom Stier entfernt, und befand sich hinter ihm. Plötzlich sprang sein Pferd mit der doppelten seiner frühern Geschwindigkeit vorwärts, und gelangte in wenigen Sätzen neben den Stier. Man bemerkte, wie der Reiter den lang nach außen gestreckten Schwanz packte, und sich vorwärts bückte, und im nächsten Moment richtete er sich mit einem plötzlichen Rucke wieder auf und das mächtige

gehörnte Thier wälzte sich, mit den Beinen zappelnd, auf dem Rücken. Das Ganze schien dem Reiter keine größere Anstrengung gekostet zu haben, als wenn der Stier eine Katze gewesen wäre. Ein lautes „Viva“ erschallte unter den Zuschauern und der siegreiche Reiter ritt nach dem Stande zurück. Er verbeugte sich mit bescheidnem Dank und verschwand darauf unter der Menge.

Es mangelte nicht an Leuten, welche dachten, daß die Augen des Cibolero bei seiner Verbeugung auf die schöne Catalina de Cruces geheftet gewesen seien, und Manche gingen sogar soweit, daß sie behaupteten, sie habe gelächelt und eine zufriedene Miene gemacht; — das war aber unmöglich; wie hätte die Erbin des reichen Don Ambrosio auch ein Compliment von einem Cibolero annehmen können!

Eine Person war jedoch vorhanden, welche wirklich lächelte. Dies war ein blondhaariges Mädchen von heller Hautfarbe, welches auf einer von den Carretas stand, neben welchen sich der Sieger jetzt postirt hatte. Wenn man die beiden Gesichter neben einander sah, schienen sie nur Eins zu sein. Sie waren von einem Blut — einer Farbe — einer Raçe: Waren sie nicht Geschwister? Ja, — das schöne Mädchen war die Schwester des Cibolero. Sie lächelte beglückt über den Triumph ihres Bruders. In den Tiefen der Carreta saß eine seltsam aussehende Frau — ein altes Weib mit langen wallenden Flachswei-

ßen Haaren. Sie schwieg, aber ihre scharfen Augen waren auf den Cibolero geheftet. Manche betrachteten sie mit Neugier, die Meisten aber mit Furcht, die mit einem Schauder verwandt war. Sie wußten Etwas von ihr, und flüsterten sich eine seltsame Geschichte zu.

„Esta una bruxa! — una hechicera!“ (Sie ist eine Hexe! — eine Zauberin! —) sagten sie.

Sie murmelten diese Worte jedoch in leisen Tönen, um nicht von Carlos oder dem Mädchen gehört zu werden. Sie war die Mutter der Beiden!

Viertes Kapitel.

Die Spiele nehmen ihren Fortgang. Der von dem Cibolero geworfene Stier wandert jetzt entmuthigt und mürrisch auf der Ebene umher. Zu einer zweiten Hetze würde er nichts nützen; er wurde also mit dem Lasso eingefangen und weggeführt, um dem Sieger als Kampfpreis übergeben zu werden.

Es wird ein Zweiter vorgeführt, und von einem zweiten Dutzend Reiter gehetzt.

Diese scheinen einander besser gewachsen zu sein, oder vielmehr ist der Stier nicht so gut gelaufen, da ihn Alle zu gleicher Zeit einholten, und im wilden Galopp an ihm vorüber reiten. Unerwarteter Weise kehrt aber das Thier plötzlich um und läuft direct auf die Sitze der Zuschauer zu.

Man vernimmt das laute Kreischen der Poblanas (der Stadtmädchen) in den Carretas — der Sennoras

und Sennoretas. Kein Wunder. In zehn Secunden wird die wüthende Bestie mitten unter ihnen sein!

Die ihn verfolgenden Reiter befinden sich immer noch weit hinter ihm. Die plötzliche Unterbrechung ihres Lauf's hat ihm einen großen Vorsprung gegeben, selbst der Vorderste von ihnen kann nicht zu rechter Zeit herankommen.

Die übrigen Reiter sind alle von ihren Pferden gestiegen. Zu Fuß würde es aber Niemand wagen, dem Entgegenstürzen eines gehetzten Stieres Einhalt zu thun.

Verwirrung und lautes Rufen unter den Männern — Schrecken und Kreischen unter den Frauenzimmern, sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Auftrittes. Es werden Leben verloren gehen — vielleicht viele. Niemand weiß, ob er nicht selbst eines von den Opfern sein wird!

Die Reihen der mit Entsetzen der Menschen angefüllten Carretas begrenzen auf beiden Seiten die Zuschauersitze, ziehen sich aber noch weiter in die Ebene hinaus und bilden mit denselben eine Art von Halbkreis. Der Stier gelangt in diesen Halbkreis, und stürmt, von den Carretas im Ausweichen verhindert, gerade auf die Bänke zu, als ob er entschlossen sei auf dieser Seite durchzubrechen. Die Damen sind aufgestanden und scheinen in ihrem Entsetzen gerade auf die Hörner des gefürchteten Ungethüms hinabspringen zu wollen! Es ist eine furchtbare Krisis für sie.

Gerade in diesem Momente sieht man einen Mann mit dem Lasso in der Hand zwischen den Carretas hervorkommen. Er ist zu Fuß. Sobald er sich von der Menge losgemacht, schwingt er den Lasso ihm um den Kopf und man sieht, wie er die vorwärts schießende Schlinge über die Hörner des Stieres legt.

Der Mann läuft, ohne einen Moment zu versäumen, auf einen kleinen Baum zu, der ziemlich in der Mitte des Halbkreises steht und windet hastig das andere Ende des Lasso um den Stamm. Im nächsten Moment würde es bereits zu spät gewesen sein.

Der Knoten ist kaum geknüpft, als ein dumpfes Schwirren verkündet, daß der Stier das Ende seines Strickes erreicht hatte; man sieht, wie die Bestie auf die Schenkel zurückgeworfen wird, während der Lasso sich fest über ihre Hörner schlingt. Das Thier ist gerade zu den Füßen der Zuschauer niedergestürzt.

„Bravo! Viva!“ riefen Hunderte von Stimmen, sobald sich ihre Eigenthümer hinlänglich erholt, um rufen zu können:

„Viva! Viva! Carlos der Cibolero!“

Er war es, der diesen zweiten Beweis von Muth und Geschicklichkeit gegeben hatte. Der Stier war indessen noch nicht gänzlich besiegt. Er war nur in gewisse Schranken gebannt, nämlich in den Kreis, den ihm die Länge des Lasso gestattete, und er richtete sich wieder auf und stürzte mit wüthendem Gebrüll gegen die Menge vorwärts. Glücklicher Weise

war der Lasso nicht lang genug, um ihm zu gestatten, die Zuschauer auf der einen oder andern Seite zu erreichen, und er fiel abermals rückwärts nieder. Die Menge flog auf allen Seiten aus einander, als ob man gefürchtet hätte, daß er sich noch von der Schlinge losmachen könne; aber die Reiter waren jetzt herangekommen. Es wurden frische Lassos um seinen Hals gewunden; andere flogen um seine Beine, und er wurde endlich gewaltsam zur Erde niedergeworfen und an allen vier Beinen festgehalten.

Jetzt war er vollkommen besiegt, und man konnte nicht mehr erwarten, daß er ein zweites Mal laufen würde. Es waren aber diesmal nur zwei Stiere für das Fest bestimmt worden, und der Coleo de toros für jenen Tag zu Ende.

Hierauf wurden mehrere geringere Reiterkünste gezeigt, während man die Vorbereitungen zu dem zweiten Hauptspiele des Tages traf. Sie bildeten eine Art von Zwischenspiel und waren von verschiedener Art. Die eine bestand darin, daß ein Lasso um den Fuß eines sich im vollen Laufe befindlichen Menschen geworfen wurde, so, daß er sich um seine Knöchel schlang und ihn natürlicher Weise zu Boden warf. Dies wurde sowohl von dem Pferde herab, wie zu Fuß gethan, und von so Vielen ausgeführt, daß man es kaum als ein Kunststück betrachten konnte; und daß es auch von Geschickteren nicht als ein sol=

ches angesehen wurde, weshalb diese jede Betheiligung daran verschmähten.

Nun wurde das Aufheben des Hutes gezeigt. Dies bestand darin, daß der Reiter seinen Hut auf den Boden warf und sodann vom Sattel aus denselben wieder aufhob, während dessen Pferd im vollen Galopp vorüber streifte. Fast jeder von den anwesenden Reitern war im Stande dies zu thun, und nur die jüngeren betrachteten es als einen Beweis von Geschicklichkeit.

Man sah einige zwanzig von diesen jungen Burschen im Galopp umherkreisen und sich bücken, um ihre vorher fallengelassenen Sombreros aufzuheben.

Es ist jedoch nicht so leicht, kleinere Gegenstände aufzuheben, und eine flach auf dem Boden liegende Münze stellt die Geschicklichkeit des besten Cavallero auf die Probe.

Der Commandant Vizcarra trat jetzt vor und gebot Stille. Er legte einen spanischen Dollar auf den ebnen Rasen und rief:

„Dies für Denjenigen, welcher beim ersten Versuch ihn aufheben kann. Ich wette fünf goldene Onzas, daß es der Sergeant Gomez ausführt."

Eine Zeit lang herrschte Stille. „Fünf goldene „Onzas" (Doublonen à 26 Thaler) war eine große Geldsumme. Nur ein Rico (ein Millionär) konnte eine solche Summe aufs Spiel setzen.

Nach einer Pause erfolgte eine Antwort. Ein junger Ranchero trat vor.

„Oberst Vizcarra," sagte er, „ich will nicht wetten, daß der Sergeant Gomez die Kunst nicht kenne, aber ich wette, daß es noch Einen unter den Anwesenden gibt, der sie ebenso gut ausführen kann, wie er. Habt die Güte den Betrag zu verdoppeln."

„Nennt Euren Namen!" sagte Vizcarra.

„Carlos der Cibolero."

„Genug, ich nehme Eure Wette an. Ein jeder Andere kann es ebenfalls versuchen," fuhr Vizcarra, zu der Menge gewendet, fort. „Ich werde den Dollar durch einen anderen ersetzen so oft er aufgehoben wird. Jeder darf es nur einmal versuchen."

Mehrere Reiter machten den Versuch, aber ohne daß es ihnen gelungen wäre. Einige berührten die Münze und schoben sie sogar aus ihrer Lage hinweg, aber keinem Einzigen gelang es, sie aufzuheben. Endlich erschien ein Dragoner auf einem großen Rothfuchs in den Schranken. Man erkannte ihn als den Sergeant Gomez. Er war der nämliche, welcher den Stier zuerst eingeholt, aber nicht zu werfen vermocht hatte, und ohne Zweifel verstärkte dieses noch seine Gedanken erfüllende Mißlingen die natürliche Düsterkeit seines gelblichen Gesichts. Er war ein Mann von bedeutender Körpergröße und ohne Zweifel ein guter Reiter, aber es mangelte ihm an der symmetri=

schen Gestaltung, welche eine muskulöse Geschwindigkeit verheißt.

Das Kunststück erforderte nur wenig Vorbereitung. Der Sergeant sah nach seinem Sattelgurt, legte Säbel und Riemenzeug bei Seite und setzte darauf sein Pferd in Bewegung.

Nach einigen Minuten lenkte er seinen Gaul so, daß er an der glitzernden Münze vorüber streifte, beugte sich auf die Erde und versuchte sie zu erfassen. Es gelang ihm, sie von der Erde zu erheben, aber er hatte sie nicht fest genug gepackt und sie fiel ihm daher wieder zwischen den Fingern heraus, ehe er sie noch auf die Höhe des Steigbügels gebracht hatte.

Unter der Menge erhob sich ein Geschrei, welches halb Beifall, halb Mißbilligung ausdrückte. Die Meisten waren ihm wegen Vizcarra günstig gesinnt. Man konnte zwar nicht sagen, daß sie den Oberst Vizcarra geliebt, aber sie fürchteten ihn vielmehr und dies machte sie zu getreuen Unterthanen.

Jetzt ritt der Cibolero auf seinem glänzenden Rappen vor. Aller Augen waren auf ihn geheftet, sein hübsches Gesicht würde Bewunderung erregt haben, wenn es nicht so ungemein hellfarbig gewesen wäre. Dies brachte ein geheimes Vorurtheil hervor, die Leute wußten, daß er nicht ihres Stammes war!

Das Herz der Frauen kannte jedoch kein Vorurtheil, und in jener Reihe von schwarzaügigen

Doncellas sah man mehr als ein Augenpaar von Bewunderung des blónden Amerikano strahlen, denn diesem Stamme gehörte Carlos an. Noch andre Augen, als die der Frauen, blickten günstig auf den Cibolero und noch andere Lippen murmelten Beifall. Unter den halb verthierten Tagnos mit ihren gekrümmten Gliedern und niedergeschlagenen Augen gab es Männer, die von vergangenen Zeiten träumten, und die wußten, daß einst ihre Väter frei gewesen waren, die in ihren geheimen Versammlungen in der Höhle des Gebirgs, oder in der tiefen Finsterniß der „Estufa“ noch das heilige Feuer des Gottes Quetzalcoatl hielten — die noch immer von Moctezuma und Freiheit sprachen.

Obgleich diese dunkler waren, als alle Uebrigen, hegten sie doch kein Vorurtheil gegen die helle Hautfarbe unseres Carlos; selbst in ihre umnachteten Gemüther hatte die Znkunft einige Strahlen des Lichts geworfen.

Eine Art von räthselhafter Ahnung, die instinctmäßig zu sein schien, war unter ihnen verbreitet, daß ihre Erlöser vom Joch der spanischen Tyrannei noch dereinst aus Osten — von jenseits der großen Ebene — kommen würden.

Der Cibolero gab sich kaum die Mühe, Vorbereitungen zu machen. Er legte nicht einmal die Manga ab, sondern warf sie nur nachlässig zurück

und ließ den langen Schooß derselben über die Schenkel seines Pferdes hängen.

Das Thier, welches schon der Stimme seines Reiters gehorchte, setzte sich in Galopp und begann hierauf, von dessen Knieen geleitet, im Kreise auf der Ebene umher zu laufen, wobei seine Schnelligkeit mit jedem Moment zunahm.

Nachdem der Reiter sich eine große Strecke weit entfernt hatte, lenkte er sein Pferd auf die glitzernde Münze zu; als er beinahe heran war, beugte er sich augenblicklich nieder, erfaßte das Goldstück mit den Fingern, warf es in die Luft, brachte sein Pferd sogleich zum Stehen, und ließ sie in die ausgestreckte Hand fallen.

Alles dies geschah mit der Ungezwungenheit und Geschicklichkeit eines ostindischen Jongleurs. Selbst Diejenigen, welche ein Vorurtheil gegen ihn hatten, konnten ihren Beifall nicht zurückhalten, und abermals schallten laute Vivas für Carlos den Cibolero durch die Luft.

Der Sergeant war gedemüthigt. Er war lange Zeit in diesen Spielen Sieger gewesen — denn Carlos hatte bis zu jenem Tage sich nie blicken lassen, oder sich noch nie daran betheiligt. Vizcarra war ebenso unzufrieden. Sein Günstling war gedemüthigt; — er selbst hatte eilf goldene Onzas verloren, was selbst für den Commandanten eines Grenzpräsidio keine geringe Summe war. Ueberdies sah er sich noch von den

schönen Sennoritas verspottet, daß er eine von ihm selbst gestellte Wette, die er ohne Zweifel sicher gewesen war zu gewinnen, verloren hatte. Von jenem Moment an war Vizcarra der Feind Carlos des Cibolero.

Die nächstfolgende Schaustellung bestand darin, daß man in vollem Galopp nach dem Rande eines tiefen „Zequia" ritt, welche in der Nähe dieses Punktes vorbei führte. Dies geschah zu dem Zweck, um den Muth und die Geschwindigkeit eines Reiters sowie die gute Dressur des Pferdes zu zeigen.

Die Zequia — ein Kanal, der zur Bewässerung der Felder benutzt wurde, — war von solcher Breite, daß ein Pferd nicht gut darüber springen konnte, und besaß eine hinlängliche Tiefe, um das Hineingerathen zu einem nicht besonders angenehmen Bad für einen Reiter zu machen. Es war daher Geschicklichkeit und Muth erforderlich, um das Kunststück auszuführen. Das Thier mußte, im vollen Laufe am Ufer des Kanals anlangend, nun so plötzlich gezügelt werden, daß seine vier Füße innerhalb einer gewissen Linie stehen blieben. Diese Linie war weniger als zwei Pferdelängen vom Rande des Kanals gezogen. Natürlicher Weise war der Boden des Ufers vollkommen fest, da sonst die Ausführung eines solchen Kunststücks unmöglich gewesen wäre.

Es gelang Vielen die Geschicklichkeitsprobe zur Befriedigung Aller abzulegen, und sie war wirklich

ein Beweis von bewundernswürdiger Reiterkunst; das plötzlich in vollem Galopp dicht am Rande der Zequia angehaltene und mit aufrechtstehendem Kopfe, hervortretenden Augen und offenen, dampfenden Nüstern dastehende Pferd gewährte einen herrlichen Anblick.

Einige gaben jedoch auch, um es nicht an Contrasten mangeln zu lassen, der Menge ein komisches Schauspiel, worüber sie lachen konnte. Dies waren entweder kleinmüthige Reiter, welche anhielten, ehe sie in die Nähe des Ufers gelangten, oder kühne, aber ungeschickte, die über das Ziel hinaus schossen und in das tiefe, schlammige Wasser stürzten. Beide Arten des Mißlingens wurden mit einem lauten Gelächter und Gezisch begrüßt, welches das Aussehen der halb ertränkten triefenden Reiter, wenn sie auf das Ufer heraufkamen, fast endlos werden ließ. Ein gut ausgeführtes Manöver erntete dagegen auch wieder Vivas und Applaus.

Es ist kein Wunder, daß diese Leute bei einem solchen System der Erziehung und des Wetteifers die besten Reiter von der Welt lieferten, wie es auch wirklich der Fall ist.

Man bemerkte, daß Carlos der Cibolero sich an diesem Spiele nicht betheiligte; was konnte der Grund davon sein? Seine Freunde behaupteten, daß er es als seiner unwürdig betrachte. Er hatte bereits eine Reitergeschicklichkeit von hoher Art bewiesen, und wenn er sich hieran betheiligt hätte, so würde dies die Be=

werbung um einen überflüssigen Triumph gewesen sein. Dies dachte in der That auch Carlos.

Der von Aerger erfüllte Commandant hatte jedoch andere Ansichten. Ebenso verhielt es sich auch mit Capitain Roblado, denn der Alte hatte bei jedem neuen Triumpp des Cibolero einen seltsamen Ausdruck in den Augen Catalinas erblickt, oder glaubte doch einen solchen wahrgenommen zu haben. Die beiden Militarios hatten ihre eignen Pläne. Sie waren von gemeiner Art und auf die Demüthigung von Carlos abgesehen. Sie näherten sich ihm und fragten, warum er das letztere Kunststück nicht versuchen wolle?

„Ich habe es nicht der Mühe werth gehalten,“ antwortete Carlos mit bescheidenem Tone.

„Ei, ei,“ rief Roblado höhnisch, „mein guter Bursche, Ihr müßt andere Gründe haben, als diese. Es ist doch kein so verachtungswürdiges Kunststück, ein Pferd an dem Rande jener Zanca fest zu halten; ich glaube beinahe, daß Ihr Furcht vor einem kalten Bade habt.“

Dies wurde in einem Tone des Spottes gesprochen, welcher laut genug war, um Alle hören zu lassen, was gesagt wurde; und Capitain Roblado schloß seine Rede mit höhnischem Gelächter.

Nun war es gerade dieses kalte Bad, was die Militarios besonders zu sehen wünschten. Sie hatten sich der Hoffnung hingegeben, daß wenn Carlos das Kunststück versuche, irgend ein Zufall, wie ein Aus=

gleiten, oder ein Straucheln des Pferdes, zu einem Resultate führen würde, welches für sie eben so angenehm, wie für Carlos ärgerlich gewesen wäre. Ein Mann, der sich bis auf die Haut durchnäßt, aus einem Schlammgraben hervorarbeitete, konnte, wenn der Versuch, der dazu geführt hatte, noch so kühn gewesen war, in den Augen der versammelten Feiertagsmenge doch nur eine schlechte Figur spielen; und sie wünschten Carlos in eine solche Lage versetzt zu sehen.

Die Geschichte sagt nicht ob der Cibolero ihre Absicht vermuthete. Aus seiner Antwort geht dies ebenso wenig hervor. Sobald man diese vernahm, geriethen jedoch die Zequia und ihr schlammiges Wasser sofort in Vergessenheit. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer wurde von einem interessanteren Kunststücke in Anspruch genommen.

Fünftes Kapitel.

Carlos blieb eine Zeitlang schweigend im Sattel sitzen. Er schien um eine Antwort verlegen zu sein. Das Benehmen der beiden Officiere, sowie die Rede Roblado's hatten ihn verwundet. Blos Roblado und dem Commandanten zu gefallen diese sehr gewöhnliche Reitkunst zu unternehmen, nachdem sie alle Uebrigen schon aufgegeben hatten, würde ärgerlich gewesen sein, und doch hätte ihm seine Weigerung, dies zu thun, Spötteleien und hinterlistigen Andeutungen ausgesetzt, und dies war vielleicht ihre Absicht.

Er hatte guten Grund ein hinterlistiges Motiv zu argwöhnen. Er kannte die beiden Männer einigermaßen — er wußte Etwas von ihrem Rufe als öffentliche Personen — er mußte mit denselben bekannt sein, da sie die erste Rolle im Orte spielten; aber auch von ihrem Privat-Charakter besaß er einige

Kenntniß, und diese gereichte eben keinem zum besonderen Lobe. Was Roblado betraf, so hatte der Cibolero noch besondere Gründe, um ihm abgeneigt zu sein — sehr starke Gründe — und wäre der Erstere nicht noch mit einem gewissen Umstande unbekannt gewesen, so würde er einen eben so guten Grund gehabt haben, um die Abneigung zu erwidern. Bis zu diesem Momente hatte Roblado Nichts von dem Cibolero gewußt, der den größten Theil seiner Zeit über aus dem Thale abwesend war. Vielleicht hatte ihn der Officier noch nie getroffen, auf alle Fälle aber hatte er noch nie ein Wort mit ihm ausgetauscht. Carlos kannte ihn besser und hatte ihn schon lange vor dieser Begegnung aus bereits angedeuteten Gründen mit Widerwillen betrachtet.

Diese Gefühle wurden durch das Benehmen des Officiers bei dem gegenwärtigen Anlaß keineswegs vermindert; im Gegentheil, der hochmüthige, spöttische Ton Roblado's machte einen bitteren Eindruck auf das Ohr des Cibolero. Endlich antwortete er:

„Capitain Roblado, ich habe gesagt, daß es für mich nicht der Mühe werth sei, Etwas zu thun, was kaum ein zehnjähriger Muchachito für ein Kunststück erachten würde. Ich möchte meinem Pferde das Maul nicht wegen einer solchen erbärmlichen Schaustellung anstrengen, wie sie das Laufen bis an den Rand jenes kleinen Grabens sein würde; wenn aber —"

„Nun, was?“ fiel ihm Roblado begierig in's Wort, da er bereits halb und halb ahnte, was Carlos beabsichtigte.

„Wenn Ihr Euch geneigt fühlt, eine Doublone daran zu wagen — ich bin nur ein armer Jäger und kann nicht mehr dagegen setzen — so werde ich versuchen, was ein zehnjähriger Muchachito als ein Kunststück betrachten würde.“

„Und was mag das sein, Sennor Cibolero?“ fragte der Officier spöttisch.

„Ich werde mein Pferd in vollem Galopp auf dem Rande jener Felsenwand dort zum Stehen bringen!“

„Innerhalb zweier Pferdelängen vom Rande?“

„Innerhalb zweier Pferdelängen vom Rande — auf einem noch geringeren Raume — innerhalb der gleichen Distance, wie sie hier am Ufer der Zequia vorgezeichnet ist.“

Das Erstaunen, welches dieses Anerbieten erregte, hielt die Umstehenden einige Zeit lang in Schweigen gefesselt. Es war ein Vorschlag von so tollkühner Verwegenheit, daß man nur schwerlich glauben konnte, daß es Demjenigen, der ihn gemacht, Ernst sei. Selbst die beiden Officiere waren im ersten Momente verblüfft und neigten sich dem Glauben zu, daß es dem Cibolero nicht Ernst sei, sondern daß er ihrer spotte.

Die Klippe, an welche Carlos gedacht hatte,

war ein Theil der Felsenwand, welche das Thal einschloß. Sie war jedoch eine Art von Vorgebirge, das über die Fluchtlinie der übrigen Wände hervorragte und daher von der Ebene aus deutlich zu sehen war. Ihr Rand hatte die gleiche Höhe, wie die ganze übrige Wand, von der sie eine Art von Pfeiler bildete, und der Rasen, der an ihrem Saume sichtbar wurde, war nur eine Fortsetzung des oberen Plateau's. Gegen das Thal zu bildete sie eine senkrechte Fronte ohne einen einzigen Absatz, wiewohl die sie durchschneidenden, horizontalen Adern bewiesen, daß in dem Felsen Kalk- und Sandstein mit einander abwechselten. Von dem Rasen des Thales bis zu dem Klippenrande betrug die Höhe in lothrechter Linie volle tausend Fuß. Schon der Blick nach oben setzte zarte Nerven auf die Probe — das Hinabschauen von Oben würde aber selbst die stärksten aufgeregt haben.

Dies war die Felsenwand, auf deren Rand der Cibolero sein Pferd anzuhalten vorschlug. Man durfte sich daher nicht wundern, daß der Vorschlag mit Ueberraschung aufgenommen wurde, die ein momentanes Schweigen unter der Menge verursachte. Sobald dies sich einigermaßen gelegt hatte, vernahm man Stimmen, welche riefen: „Unmöglich!" „Er ist toll!" „Pah, er scherzt nur!" „Esta burlando los militarios!" (Er macht sich über die Officiere lustig.)

Carlos spielte mit seinen Zügeln und wartete auf Antwort.

Er brauchte nicht lange zu warten. Vizcarra und Roblado murmelten einander hastig ein Paar Worte zu, und Roblado rief hierauf eifrig:

„Ich nehme die Wette an!"

„Und ich setze noch eine Doublone," fügte der Commandant hinzu.

„Sennores," sagte Carlos mit scheinbar bedauernder Miene, „ich kann nicht beide Wetten annehmen, ich besitze nicht mehr als diese Doublone, und es ist keineswegs wahrscheinlich, daß ich mir jetzt eine zweite borgen könnte."

Carlos warf bei diesen Worten einen lächelnden Blick auf die Menge, aber Viele von den Umstehenden waren nicht zum Lachen gestimmt. Es schauderte ihnen vor dem gräßlichen Schicksale, welches, wie sie glaubten, den verwegenen Cibolero erwartete.

Eine Stimme antwortete ihm jedoch:

„Zwanzig Onza's, Carlos, wenn es zu irgend einem anderen Zwecke wäre, aber ich kann dieses tollkühne Vorhaben nicht unterstützen."

Es war der junge Ranchero, der früher auf ihn gewettet hatte, welcher jetzt sprach.

„Ich danke Euch, Don Juan," antwortete Carlos; „ich weiß, daß Ihr sie herleihen würdet. Ich danke Euch. Habt keine Furcht! Ich werde die Onza gewinnen. Ha, ha, ha! Ich bin nicht zwanzig Jahre im Sattel gewesen, um mich von einem Gachupino verspotten zu lassen."

„Herr!“ donnerten Vizcarro und Roblado zu gleicher Zeit, indem sie den Griff ihrer Säbel erfaßten und ihn mit finster drohender Miene betrachteten.

„Oho, Ihr Herren, fühlt Euch nur nicht beleidigt,“ sagte Carlos etwas höhnisch, „es ist mir nur von der Zunge geglitten. Ich habe Euch nicht beleidigen wollen, das kann ich Euch versichern.“

„Nun dann haltet Eure Zunge hinter den Zähnen, mein guter Bursche,“ erwiderte Vizcarra drohend. „Wenn Ihr sie noch einmal auf diese Weise spielen laßt, so kann es Euch schlecht bekommen.“

„Schönen Dank, Sennor Commandant,“ antwortete Carlos, immer noch lachend, „vielleicht werde ich Euern Rath befolgen.“

Die einzige Entgegnung des Commandanten bestand in einem wüthenden „Carrajo!“ von welchem Carlos keine Notiz nahm; denn in diesem Momente sprang seine Schwester, die von seiner Absicht gehört hatte, aus der Carreta herab und kam in unverkennbarer Gemüthsbewegung herbeigeeilt.

„O, Bruder Carlos,“ rief sie, die Arme ausstreckend und seine Kniee umfassend. „Ist es wahr? Es ist sicherlicht nicht wahr?“

„Was, Hermanita?“ (Schwesterchen) fragte er lächelnd.

„Daß Du —“

Sie konnte Nichts weiter sagen, sondern richtete nur ihre Augen nach der Klippe.

„Allerdings, Rosita, warum nicht? Schäme Dich, Mädchen! Habe keine Furcht — ich versichere Dir, daß Nichts zu besorgen ist; ich habe dergleichen schon mehr ausgeführt.“

„Lieber Carlos, ich weiß, daß Du ein wackrer Reiter bist, es gibt keinen muthigern — aber, ach, bedenke die Gefahr — Dios de mi alma!“

„Schwester, mache mir vor den Leuten keine Schande — komm' zur Mutter — höre, was sie sagen wird! Ich bürge dafür, daß sie nicht darauf achtet.“ Und hierauf ritt der Cibolero, von seiner Schwester gefolgt, zur Carreta hin.

Arme Rosita! In jenem Momente waren blitzende Augen auf Dich geheftet, die Dich zum ersten Male sahen — Augen, in deren dunklen Tiefen ein Ausdruck lag, der nichts Gutes verkündete. Deine schöne Gestalt, die Engelsschönheit Deines Gesicht's — vielleicht selbst Dein Schmerz — erweckten das Interesse eines Herzens, dessen Liebe stets nur auf Verderben für ihren Gegenstand gesonnen hatte. Es war das Herz des Obersten Vizcarra.

„Mira! Roblado!“ murmelte er seinem Untergebenen und Lastergenossen zu. „Seht dort! Santissima Virgen! Santa Guadalupe! Schaut hin, Mann! Eine Venus, so wahr ich ein Christ und Soldat bin! Bei allen Heiligen! Aus welchem Himmel ist sie gefallen?“

„Ich habe sie noch nie gesehen,“ antwortete der

Capitain, „sie muß die Schwester des Burschen dort sein! Sie ist wirklich hübsch!“

„Ay, de mi!“ setzte der Commandant hinzu, „welche Gottesgabe! Ich hatte bereits angefangen, von dem eintönigen Grenzleben sehr gelangweilt zu werden. Diese neue Aufregung wird mir vielleicht wieder einen Monat todtschlagen helfen. Meint Ihr, daß sie mir so lange vorhalten wird?“

„Schwerlich — wenn sie eben so schnell kommt und geht, wie die Uebrigen. Wie, seid Ihr Inez bereits müde?“

„Pah, pah! Sie hat mich zu sehr geliebt, und das kann ich nicht ausstehen; und wenn ich die Wahl hätte, so möchte ich lieber zu wenig haben.“

„Vielleicht wird Euch die Blondine in dieser Beziehung besser zusagen, aber seht, sie entfernen sich.“

Während Roblado dies sprach, waren Carlos und seine Schwester an die Carreta gelangt, welche ihre alte Mutter enthielt, und befanden sich bald im Gespräch mit ihr.

Der Commandant und sein Hauptmann, sowie ein großer Theil der Zuschauer folgten ihnen und drängten sich heran, um zuzuhören.

„Sie will mir davon abreden, Mutter,“ hörte man Carlos sagen. Er hatte ihr seinen Plan bereits mitgetheilt. „Wenn Ihr nicht einwilligt, so

thue ich es nicht. Aber hört, theure Mutter, ich habe bereits schon halb und halb das Versprechen gegeben und wünsche es zu erfüllen, es ist eine Ehrensache, Mutter!"

Die letzteren Worte wurden laut und nachdrücklich in das Ohr der alten Frau gesprochen, die etwas taub zu sein schien.

„Wer will Dir davon abreden?" fragte sie, den Kopf erhebend und sich in dem Gesichterkreise umschauend. „Wer?"

„Rosita, Mutter!"

„Rosita mag an ihren Webestuhl gehen — Rosita soll weben — das ist das Einzige, wozu sie taugt — Du, mein Sohn, kannst größere Dinge verrichten — Thaten — Thaten; hast Du nicht das Blut Deines Vaters in den Adern? Der hat Thaten verrichtet, er! Ha, ha, ha!"

Bei dem seltsamen Gelächter und dem wilden Blicke Derjenigen, welche es ausgestoßen hatte, schraken die Zuschauer zusammen.

„Geh!" rief sie, indem sie ihre langen, flachsblonden Locken zurückstrich und ihre Arme in die Luft hinausstreckte. „Geh', Carlos der Cibolero und zeige den braunen Feiglingen — den Sclaven — was ein freier Amerikaner thun kann. Nach der Klippe! — Nach der Klippe!"

Sobald sie diesen Befehl ausgesprochen hatte,

sank sie in die Carreta zurück und verfiel wieder in ihr früheres Schweigen.

Carlos fragte sie nicht weiter. Die Ausdrücke, welche sie fallen ließ, hatten ihn ziemlich begierig gemacht, das Gespräch zu beenden, denn er nahm wahr, daß sie von Mehreren der Umstehenden übel aufgenommen wurden. Die Officiere, die Priester und der Alcalde tauschten bedeutungsvolle Blicke mit einander aus, während sie dieselben sprach.

Carlos setzte seine Schwester wieder in die Carreta, gab ihr einen Abschiedskuß, sprang auf den Rücken seines Rosses und ritt auf die Ebene hinaus. In einiger Entfernung hielt er an und heftete seine Augen einen Moment auf die Bänkereihen, wo die Sennora's und Sennorita's saßen. Man konnte unter ihnen eine gewisse Aufregung wahrnehmen. Sie hatten von dem beabsichtigten Reiterkunststück gehört, und es gab Viele unter ihnen, die Carlos von dem gefahrvollen Versuche hätten abwendig machen mögen.

Eine aber befand sich unter ihnen, der das Herz zum Brechen voll war — eben so voll, wie das der eigenen Schwester des Carlos, und doch durfte sie nicht wagen, den sie Umgebenden Etwas davon wahrnehmen zu lassen. Sie mußte in stummer Pein ihren Schmerz verbergen.

Carlos wußte dies. Er zog ein weißes Taschentuch von der Brust und schwenkte es in die Luft, als ob er irgend Jemand ein Lebewohl zuwinken wollte.

Ob er hierauf Antwort erhielt, ließ sich nicht wahrnehmen; aber im nächsten Moment schwenkte er sein Pferd und galoppirte nach der Klippe.

Unter den Sennora's und Sennorita's sowohl, wie unter den Poblana's wurde die Vermuthung laut, wem wohl dieser Abschiedsgruß gelten möge. Es wurden viele Namen genannt, und die Verleumdung machte ihre Runde. Nur Eine von Allen wußte es in ihrem Herzen, in ihrem von Liebe und Furcht überströmenden Herzen — wem das Compliment bestimmt war.

Sechstes Kapitel.

Jeder, der ein Pferd besaß, folgte dem Cibolero, welcher sich jetzt einem Pfade zuwendete, der aus dem Thale nach dem oberen Tafellande führte. Dieser Pfad schlängelte sich im Zickzack an den Felsen hinauf und war der einzige, mittelst dessen die hohe Ebene auf jenem Punkte erreicht werden konnte. Ein ihm entsprechender Weg ging über die entgegengesetzte Bergwand, so daß das Thal hier durchkreuzt werden konnte, und dies war auf viele Meilen auf und abwärts der einzige gangbare Verbindungsweg.

Obgleich das Thal nur durch etwa tausend Fuß von der Hochebene getrennt war, hatte der von dem einen nach der anderen führende Pfad doch eine Länge von beinahe einer halben Stunde; und da es von dem Schauplatze des Festes bis zum Fuße der Bergwand mehrere Meilen hin war, wurde Carlos nur

von Berittenen begleitet, denen sich ein Paar Andere angeschlossen hatten, welche alle Manöver dieses schauerlichen Vorhabens mit ansehen wollten. Natürlicher Weise gehörten die Officiere zu der hinaufgehenden Gesellschaft. Die übrige Bevölkerung blieb im Thale unten, begab sich aber näher zu den Klippen, so daß sie im Stande war, den interessanten und schauerlichen Theil des Schauspiel's zu beobachten.

Die auf der Ebene Zurückgebliebenen mußten länger als eine Stunde warten, aber sie ließen die Zeit nicht ungenützt verstreichen. Es war ein Monté-Tisch aufgestellt worden, auf welchem Gold und Silber in schnellen Umlauf kamen. Die beiden Padrès der Mission gehörten zu den eifrigsten Spielern, und die Sennora's hatten unter sich ein ruhiges Spielchen, ihre geliebte Chuza. Ein Kampf zwischen zwei rüstigen Hähnen, von denen der Eine dem Alcalden und der Andere dem Pfarrer gehörte, lieferte für eine weitere halbe Stunde Unterhaltung. In diesem Streite trug der Vertreter der Kirche den Sieg davon. Sein grauer Hahn („Pardo") tödtete den rothen des Alcalde auf einen einzigen Schlag, indem er einen seiner langen Stahlsporen durch den Kopf des Letzteren bohrte. Dies wurde von allen Anwesenden, mit Einschluß der Damen, wenn auch mit Ausnahme des Alcalde, als ein höchst interessantes und erfreuliches Schauspiel betrachtet.

Nachdem der Hahnenkampf beendet war, lenkte

sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf die Bewegung Derjenigen, die sich nach der Hochebene begeben hatten. Man sah sie jetzt am Rande des Abgrundes, und ihre Manöver ließen unverkennbar wahrnehmen, daß sie mit den Präliminarien des gefährlichen Abenteuers beschäftigt waren. Wir wollen uns zu ihnen begeben.

Sobald der Cibolero an Ort und Stelle angelangt war, bezeichnete er die Stelle, wo er seine verwegene That auszuführen beabsichtigte. Von der unteren Ebene aus konnte man die Klippen nicht sehen, und selbst der große Abgrund des Thales war auf hundert Schritte von dem Rande des Felsens nicht wahrzunehmen; es war keine Abdachung irgend einer Art vorhanden, der Rasen reichte bis dicht an den Rand des Abgrundes und blieb fortwährend auf gleichem Niveau mit den übrigen Theilen der Ebene. Er war glatt und fest — mit einem kurzen Rasen von Grammagras bedeckt. Keine Unebenheit, kein Kiesel gefährdete den Huf des Pferdes. Aus dieser Veranlassung konnte daher kein Unfall entstehen.

Die ausgewählte Stelle war, wie bereits erwähnt, ein pfeilerartiges Vorgebirge, welches über die anderen Theile der Felswand herausragte. Diese Formation des Gebirg's war von unten deutlicher sichtbar; von oben aus gesehen glich sie einer zungenartigen Fortsetzung der Ebene.

Das Erste, was Carlos that, war, wie bereits

erwähnt, daß er bis an's äußerste Ende hinausritt und sorgfältig den Rasen untersuchte. Er war gerade von der gehörigen Festigkeit, um das Ausgleiten oder Einsinken der Hufe eines Pferdes unmöglich zu machen. Hierbei wurde Carlos von Vizcarra und Roblado und Anderen begleitet. Viele näherten sich der Stelle, blieben aber in sicherer Entfernung vom Rande der furchtbaren Tiefe. Obgleich sie Bewohner dieses Landes der großartigen geologischen Erscheinungen waren, so befanden sich doch unter den Anwesenden Viele, die sich scheuten, sich an den Rand jenes furchtbaren Abgrundes zu stellen und von dort aus hinabzublicken.

Der Cibolero saß, dicht am äußersten Rande, mit einer Ruhe auf seinem Pferde, als ob er sich an dem Ufer der Zequia befunden hätte, und gab seine Anweisungen in Bezug auf das Ziehen der Linie. Sein Pferd ließ kein Zeichen von Aengstlichkeit blicken. Augenscheinlich war es dazu abgerichtet, sich in solchen Lagen ruhig zu verhalten; dann und wann streckte es den Hals heraus, schaute in's Thal hinab, wo es einige Thiere seiner Art erkennen mochte, und stieß ein durchdringendes Wiehern aus. Carlos hielt es absichtlich am Rande der Klippe, um es an dieselbe zu gewöhnen, ehe er die furchtbare Probe ablegte.

Die Linie war in kurzer Entfernung, weniger als zwei Pferdelängen vom letzten Grashalme, auf der Klippe gezogen. Vizcarra und Roblado woll-

ten auf kürzerem Maße bestehen, aber ihr Vorschlag, dasselbe abzukürzen, wurde mit einem Murren der Mißbilligung und mit dem Rufe „Schande“ aufgenommen.

Was mochten diese Männer wollen? Obgleich die Menge es nicht wahrnahm, so wünschten sie doch sichtlich den Tod des Cibolero. Beide hatten dazu ihren Grund, Beide haßten den Mann; die Ursachen ihres Hasses waren erst in letzterer Zeit entstanden — bei Roblado noch später, als bei seinem Vorgesetzten. Er hatte in der letzten Stunde Etwas bemerkt, was ihn wüthend machte — hatte das Wehen jenes weißen Taschentuches wahrgenommen, und da er ganz in der Nähe stand, hatte er gesehen, an wen das Lebewohl gerichtet war. Es hatte ihn mit Staunen und Entrüstung erfüllt, und seine Sprache gegen Carlos hatte einen tyrannischen und brutalen Ton angenommen.

So entsetzlich auch eine solche Vermuthung erscheinen mag, so würde er sowohl, als Vizcarra, sich gefreut haben, wenn sie den Cibolero in den Abgrund stürzen gesehen hätten. Es erscheint allerdings entsetzlich, aber die Menschen, der Ort und die Zeit waren von einer Art, daß nichts Unwahrscheinliches hierin liegt. Im Gegentheil: noch heut zu Tage sind unter dem Himmel Fälle von gleicher Barbarei — noch unmenschlichere Wünsche und Thaten keineswegs selten.

Der junge Ranchero, welcher die Gesellschaft nach der Hochebene begleitet hatte, bestand auf ehrlichem Spiel. Obgleich er nur ein Ranchero war, so zählte man ihn doch zu den Rico's, und als muthiger Mann drang er selbst den schnurrbärtigen, stirnrunzelnden Militair's gegenüber auf Carlo's Rechte.

„Nun, Carlos!" rief er, während die Anordnungen gemacht wurden, „ich sehe, daß Ihr auf diese Tollheit versessen seid, und da ich Euch nicht davon abwendig machen kann, will ich Euch wenigstens nicht daran hindern. Aber Ihr solltet Euer Leben nicht um eine solche Kleinigkeit aufs Spiel setzen. Hier ist meine Börse. Wettet jede beliebige Summe."

Bei diesen Worten hielt er Carlos eine Börse hin, die, wie ihr Umfang verrieth, eine große Geldsumme enthielt.

Carlos betrachtete die Börse einen Moment, ohne eine Antwort zu geben. Das großmüthige Anerbieten erfreute ihn augenscheinlich. Seine Miene bewieß, daß er von der Güte des Jünglings tief gerührt war. „Nein," sagte er, „Don Juan, nein, ich danke Euch von ganzem Herzen, aber ich kann Eure Börse nicht annehmen — eine einzige Onza — mehr nicht. Ich möchte eine gegen den Commandanten wetten."

„Nehmt so viel, als Ihr wollt!“ drängte der Ranchero.

„Ich danke Euch, Don Juan! Nur eine einzige — diese wird mit der meinen zwei machen! — Zwei Onza's! — Das ist meiner Treu die größte Wette, die ich jemals gemacht habe. Vaya! Ein armer Cibolero setzt auch einmal eine Doppel-Onza auf's Spiel.“

„Nun,“ antwortete Don Juan, „wenn Ihr es nicht thut, so werde ich es thun. Oberst Vizcarra!“ sagte er laut zum Commandanten, „vermuthlich möchtet Ihr für Eure Wette Revanche nehmen. Carlos wird jetzt die Onza, die Ihr ihm angeboten habt, gegen Euch einsetzen, und ich fordere Euch auf, gegen mich zehn zu wetten.“

„Ich nehme es an,“ sagte der Commandant steif.

„Würdet Ihr wagen, die Wette zu verdoppeln?“ fragte der Ranchero.

„Ob ich es wagen würde, Herr?“ wiederholte der Oberst voll Entrüstung, in Gegenwart der Zuschauer so herausgefordert zu werden. „Vervierfacht sie, wenn Ihr es wünscht.“

„Nun, so wollen wir den Einsatz vervierfachen. Vierzig Onza's, daß Carlos sein Kunststück ausführt!“

„Genug! Legt Euern Einsatz nieder!“

Die Goldmünzen wurden aufgezählt, Einer von

den Umstehenden nahm sie in Verwahrung, und man ernannte Schiedsrichter.

Nachdem die Einrichtungen sämmtlich vollendet waren, zogen die Zuschauer sich zurück und ließen den Cibolero mit seinem Pferde im vollen Alleinbesitz des Vorgebirges.

Siebentes Kapitel.

Von diesem Moment an waren eine Menge theilnehmender Augen auf ihn geheftet. Jede seiner Bewegungen wurde beobachtet.

Zuerst stieg er aus dem Sattel, legte seine Manga ab und ließ sie zurücktragen, daß sie ihm nicht weiter im Wege sein konnte. Hierauf sah er nach seinen Sporen, um sich zu überzeugen, daß sie gehörig festgeschnallt waren; sodann knöpfte er seine Schärpe empor und setzte den Sombrero fest auf den Kopf. Er knöpfte seine sammetnen Calzonero's oder Ueberhosen bis beinahe an die Knöchel hinab zu, damit sich die ledernen Untertheile nicht öffnen und ihn belästigen könnten. Sein Jagdmesser wurde nebst seiner Peitsche ebenfalls in Don Juan's Verwahrung gegeben.

Hierauf lenkte er seine Beachtung seinem Pferde zu, welches die ganze Zeit über da gestanden und stolz den Hals gekrümmt hatte, als ob es errathe, daß es zu einem wichtigen Dienste aufgefordert werden solle. Der Zügel wurde der ersten Beachtung unterzogen. Das große Mamelukengebiß ward sorgfältig untersucht, ob nicht etwa eine unganze oder gebrochene Stelle im Stahle sei. Der Kopfriemen wurde zur gehörigen Festigkeit angezogen und dann die Leitzügel genau in Augenschein genommen; sie bestanden aus fest und nett geflochtenem Pferdehaar — Leder hätte reißen können, aber vor dem Zerreißen solcher Stränge brauchte man keine Furcht zu haben.

Jetzt kam die Reihe an den Sattel. Carlos ging von der einen Seite nach der anderen, prüfte die beiden Steigbügelleder und untersuchte die großen Holzblöcke, welche die Steigbügel bildeten. Der Bauchgurt war der letzte und zugleich der wichtigste Gegenstand seiner Sorge. Er lockerte die Schnallen auf beiden Seiten und zog sie dann wieder fester an, wobei er sich der Kniee bediente, um seinen Zweck auszuführen. Als sie seinem Geschmacke gemäß festgezogen waren, hätte man keine Fingerspitze mehr unter dem starken Lederbande hindurchstecken können.

Man darf sich nicht wundern, daß er alle diese Vorsichtsmaßregeln beobachtete. Das Reißen eines Riemens oder das Aufgehen einer Schnalle hätte ihn in die Ewigkeit schleudern können.

Nachdem er sich überzeugt hatte, daß Alles in Ordnung war, nahm er die Zügel zusammen und sprang leicht in den Sattel.

Zuerst lenkte er sein Pferd im Schritt der Klippe entlang, und nur wenige Schritte von ihrem Rande entfernt; dies geschah, um sowohl seine Nerven, wie die des Thieres zu beruhigen. Der Schritt wurde bald zum Trabe und dann zum sanften Galopp. Selbst dies war schon eine furchtbare Schaustellung, die Diejenigen, welche sie sahen, mit Grausen erfüllte. Für die Zuschauer im Thale unten war es ein schönes, aber entsetzliches Schauspiel.

Nach einiger Zeit richtete er seinen Lauf wieder nach der Ebene zurück, ließ sein Pferd zu einem starken Galopp ausgreifen, welches die Gangart war, in der er sich der Klippe zu nähern beabsichtigte, und zog dann plötzlich wieder auf eine solche Weise die Zügel an, daß er das Pferd beinahe auf die Weichen warf. Dann begann er nochmals auf die gleiche Weise zu galoppiren, hielt abermals an und wiederholte dieses Manöver wenigstens ein Dutzendmal, indem er bald den Kopf seines Pferdes den Klippen, bald der Ebene zukehrte, natürlicher Weise bildete dieser Galopp noch keineswegs die volle Schnelligkeit des Thieres. Dies hatte er auch nicht versprochen. Es wäre selbst mit Aufopferung des Lebens seines Thieres vollkommen unmöglich gewesen, ein Pferd im Wettrennenlaufe innerhalb zweier Pferdelängen zum Stehen zu bringen.

Selbst eine Kugel, die dem Renner das Herz durchbohrt hätte, würde demselben nicht auf einem so kurzen Raume Einhalt gethan haben. Ein scharfer Galopp war das Höchste, was unter solchen Umständen erwartet werden konnte. Und die Kampfrichter gaben ihre Zufriedenheit mit Dem, was ihnen gezeigt wurde, zu erkennen. Carlos hatte die Frage an sie gestellt.

Endlich sah man ihm sein Pferd nach der Klippe lenken und sich mit besonderer Sorgfalt im Sattel festsetzen. Der entschlossene Ausdruck seiner Augen bewieß, daß der Moment der Feuerprobe gekommen war.

Eine leise Berührung mit den Sporen setzte das edle Thier in Bewegung, und in der nächsten Secunde befand es sich im vollen Galopp, gerade auf die Klippe zu.

Aller Blicke waren mit der tiefsten Aufmerksamkeit auf den tollkühnen Reiter geheftet. Aller Herzen klopften vor Bewegung, und außer ihren schnellen Athemzügen war unter den Zuschauern kein Laut zu vernehmen; der einzige Schall, welchen man hörte, waren die Hufschläge des Pferdes, die vom harten Rasen widerhallten.

Die Spannung war nur von kurzer Dauer. Mit zwanzig Sätzen gelangten das Pferd und der Reiter dem Rande des Abgrund's so nahe, daß sie nur noch ein halbes Dutzend Längen entfernt waren. Der Zügel hing immer noch locker herab — Carlos wagte nicht ihn anzuziehen, er wußte, daß die leiseste Be-

rührung sein Pferd zum Halten bringen würde, und das wäre ein Fehlschlag gewesen, wenn es geschah, ehe er die Linie passirt hatte.

Noch ein Satz — ein zweiter — und noch einer! Ha, er ist jenseits — großer Gott, er wird hinabstürzen!

Dies waren die Ausdrücke, welche man von den Lippen der Zuschauer vernahm, als sie den Reiter im Galopp über die Linie setzen sahen, aber im nächsten Moment erschallte ein lauter Jubelruf unter der Menge. Die „Viva's" der im Thale Befindlichen wurden von einem ähnlichen Freudengeschrei Derjenigen beantwortet, die das kühne Reiterkunststück von oben mit angesehen hatten.

In dem Augenblicke, wo das Pferd in den furchtbaren Abgrund springen zu wollen schien, sah man, wie sich die Zügel plötzlich fest anzogen, die Vorderhufen setzten sich stramm auf und die Schenkel des edlen Thieres ruhten auf der Ebene. Es war in kaum drei Fuß Entfernung vom Rande der Klippe angehalten worden. Während es sich in dieser Stellung befand, erhob der Reiter seine rechte Hand, nahm den Sombrero vom Kopfe, schwenkte ihn um denselben und setzte ihn sodann wieder auf.

Es bot von unten ein herrliches Bild. Man sah, wie sich die dunklen Gestalten des Pferdes und seines Reiters auf der Klippe feststellten, und die imposante, aber doch anmuthige Attitude zeichnete sich

vollkommen gegen den blauen Hintergrund des Himmels ab. Die Arme, die Beine, die ovalen Umrisse des Rosses, ja, selbst sein Sattel- und Zaumzeug waren deutlich zu erkennen, und während der kurzen Periode, in der sie, ohne eine Bewegung zu machen, im Gleichgewicht blieben, hätte sich der Zuschauer vorstellen können, daß dies eine broncene Reiterstatue sei, die die Zinne der Klippe zum Piedestal habe.

Diese Periode dauerte nur einen Moment, aber die lauten „Viva's" erfüllten während ihrer Dauer die Luft. Die Zuschauer im Thale sahen den Reiter plötzlich sein Pferd wenden und jenseits der Klippenlinie verschwinden.

Die kühne That war geschehen, und die Herzen, die vor einem Moment noch laut in den zarten Busen geklopft hatten, kehrten jetzt zu ihren sanften, regelmäßigen Schlägen zurück.

Achtes Kapitel.

Als der Cibolero wieder auf die Ebene hinab kam, wurde er mit einem neuen Viva-Rufe empfangen, und die Damen schwenkten ihre gestickten Taschentücher, um ihn zu begrüßen. Sein Auge suchte nur ein Einziges — aber dies war genug. Er sah keins von den Uebrigen und verlangte auch nicht mehr zu sehen. Jenes kleine, parfümirte Battisttuch mit der Spitzenkante war für ihn ein Panier der Hoffnung — ein Panier, welches ihn zu noch kühneren Thaten geführt haben würde. Er sah es von einer kleinen mit Juwelen geschmückten Hand empor halten und im Triumph für ihn schwenken. Er war glücklich.

Er ritt an den Zuschauerbänken vorüber, zu der Carreta heran, stieg ab und küßte seine Mutter und Schwester. Don Juan, sein Freund, folgte ihm und es gab unter den Anwesenden viele, welche wahrnah-

men, daß die Augen der Blondine nicht immer auf ihren Bruder geheftet waren; es gab noch Einen, der ihre freundlichen Blicke theilte, und dieser Zweite war der junge Ranchero.

Selbst der Stumpfsinnigste mußte bemerken, daß diese freundlichen Blicke mehr als erwiedert wurden. Es war ohne Zweifel gegenseitig wohlverstandne Liebe.

Obgleich Don Juan ein reicher junger Farmer war und aus Höflichkeit „Don" genannt wurde, so stand sein Rang doch nur um einen Grad höher, als der des Cibolero, um den Grad, welchen der Reichthum erreicht. Er gehörte nicht der hohen Aristokratie des Ortes an; um diese kümmerte er sich wenig; aber er stand in dem Rufe, ein muthiger, feuriger Bursche zu sein, und hätte sich mit der Zeit, wenn er es gewünscht, mit dem „Sangre azul" verbinden können.

Es war nicht wahrscheinlich, daß er dies jemals thun würde — wenigstens nicht durch Vermittlung einer Heirath. Jeder, der die feurigen Blicke wahrnahm, welche zwischen seinen Augen und denen der Schwester des Cibolero ausgetauscht wurden, konnte mühelos prophezeien, daß Don Juan nicht in die Aristokratie heirathen würde.

Um die Carreta war eine glückliche kleine Gruppe versammelt, die sich an Dulces und Orgeat sowie an Wein von El Paso labte, welcher das beste Gewächs in Neu-Mexico liefert. Don Juan scheute sich nicht,

sein Geld auszugeben, und er hatte auch an jenem Tage keinen Anlaß dazu; denn in seiner Tasche staken fünfzig gewonnene Onzas — ein Umstand, der dem Commandanten keineswegs leicht auf dem Herzen ruhte.

Man sah Letzteren mit bewölktem Gesicht umherstreifen, sich von Zeit zu Zeit der Carreta nähern und etwas unhöfliche Blicke auf die Gruppe werfen. Seine Augen waren auf Rosita geheftet und das Bewußtsein seiner fast despotischen Gewalt ließ ihn nicht an eine Verheimlichung seiner Absichten denken. Seine Bewunderung wurde auf eine solche Weise ausgedrückt, daß Viele dieselbe bemerken konnten. Die Augen des armen Mädchens senkten sich schüchtern, wenn sie den seinen begegneten, und Don Juan, der dies bemerkte, wurde von Zorn und Unruhe erfüllt. Er kannte den Charakter des Commandanten und die gefährliche Gewalt, womit derselbe bewaffnet war. O Freiheit! welch' glorioses Ding bist Du! Wie viele Hoffnungen werden vernichtet, wie viele Liebesgefühle durchkreuzt und wie viele Herzen zermalmt, wo Du nicht bist! — Wo die Knechte der Tyrannei die Macht haben einen Lebenszweck zu vernichten, und dem natürlichen Strome der Herzensneigung Einhalt zu thun!

Auf der Ebene wurden noch mehre Spiele ausgeführt, sie waren aber ohne allgemeines Interesse. Die glänzende Reiterthat des Cibolero hatte geringere Schaustellungen in den Schatten gedrängt, und überdies waren mehrere von den angesehensten Leuten übler

Laune. Vizcarra war betrübt und Roblado wüthend — auf Catalina eifersüchtig. Der Alcalde und sein Assistent ärgerten sich, da Beide große Summen auf den rothen Hahn verwettet hatten. Die beiden Padrés hatten im Monté verloren, und waren nicht mehr christlich gesinnt. Nur der Cura befand sich in guter Laune, und war bereit, den „Pardo" wieder gegen jeden Hahn in die Schranken zu stellen.

Endlich wurde das letzte Kampfspiel verkündet. Es sollte das „Correr el gallo" (Hahnenlaufen) sein. Da dies eine ziemlich aufregende Sache ist, so wurde der Monté-Tisch und andere geringfügige Unterhaltungen bei Seite gestellt und Alle schickten sich an, dem Spiele ihre Aufmerksamkeit zu widmen.

Das Hahnenlaufen ist in allen Einzelnheiten ein Neu-Mexicanisches Spiel. Es läßt sich leicht beschreiben. Man hängt einen Hahn bei den Beinen an einem horizontalen Aste gerade in solcher Höhe auf, daß ein Reiter seinen herabhängenden Kopf und Hals erfassen kann. Der Vogel ist so befestigt, daß ein nachdrücklicher Zug ihn vom Baume hinweg zu reißen vermag; dagegen aber sind Kopf und Hals mit Seife eingerieben, um dies schwieriger zu machen. Der Reiter muß in vollem Galopp unter dem Zweige vorübersprengen, und derjenige, dem es gelingt, den Hahn abzureißen, wird von allen Uebrigen verfolgt, die sich bemühen, ihm seinen Fang zu rauben. Er

muß um einen bestimmten Punkt reiten, und sein Ziel ist der Baum, von welchem er den Hahn abgerissen hat. Wird er eingeholt, ehe er denselben erreicht hat, so wird ihm der Hahn weggerissen, oder, wie es nicht selten geschieht, bei dem Kampfe darum in Stücken zerfleischt. Wenn es ihm aber gelingt, mit dem ganzen Vogel zurückzukehren, so wird er zum Sieger ausgerufen. Die Scene endet damit, daß er das Thier seiner Geliebten zu Füßen legt, und diese, die gewöhnlich eine hübsche Poblana ist, erscheint an demselben Abend bei'm „Fandango" mit der befiederten Trophäe unter dem Arme, womit sie ihre Würdigung des ihr gemachten Compliments zu erkennen gibt und zugleich den Fandangueros einen Augenbeweis dafür liefert, daß sie einen geschickten Reiter zum Liebhaber hatte. Es ist ein grausames Vergnügen, wenn man bedenkt, daß der arme Hahn, welcher dieses Reißen und Verstümmeln erdulden muß, ein lebendiger Vogel ist! Man dürfte jedoch bezweifeln, daß der Neu-Mexicaner jemals an die Grausamkeit denke. Wenn es der Fall wäre, so müßte es ein Neu-Mexicanisches Frauenzimmer sein; denn die Menschlichkeit derselben steht im umgekehrten Verhältniß zu der ihrer Herren und Gemahle. Man kann zur Entschuldigung der Frauen anführen, daß dies Vergnügen eine Landessitte sei. Und welchem Lande fehlt es an seinen grausamen Belustigungen? Ist es vernünftig oder consequent, über die Leiden eines Hahnes zu weinen, wäh-

rend man munter und vergnügt einen armen erschöpften Fuchs hetzt?

Das „Correr el gallo“ wird auf zwei verschiedene Arten ausgeführt. Die Erste haben wir bereits beschrieben. Die Zweite unterscheidet sich von der ersten insofern, daß der Hahn, statt an den Baum gebunden zu werden, bis an die Schultern in die Erde vergraben ist. Die Reiter sprengen, wie bei der ersten Art, an ihm vorüber, und ein Jeder beugt sich aus dem Sattel, und bemüht sich, den Vogel aus der Erde zu ziehen. Was das Uebrige betrifft, so sind die Bedingungen die gleichen wie vorher.

Der erste Hahn wurde an einen Ast gehangen, die Preisbewerber stellten sich in einer Linie auf, und das Spiel nahm seinen Anfang.

Der Versuch wurde von Mehreren gemacht, die sogar den Kopf des Vogels erfaßten, aber die Seife spottete ihrer Bemühungen.

Der Dragoner-Sergeant befand sich unter den Bewerbern; aber es ist abermals unbekannt, ob sein Oberst wieder auf ihn wettete. Der Commandant hatte für jenen Tag genug gespielt; und wenn er nicht einen Theil der Bergwerks-Abgaben und andere kleine Einnahmen unterschlagen hätte, würde er seinen Verlust noch stärker gefühlt haben. Er wußte jedoch, daß er sich von den Bergwerks-Abgaben auf Kosten der Viceköniglichen Regierung schadlos halten konnte.

Der Sergeant, der, wie bereits erwähnt, die Vortheile einer langen Gestalt und eines großen Pferdes besaß, war im Stande, den Hals des Vogels fest zu packen; und da er sich, wie man später ermittelte, mit einer handvoll Sand versehen hatte, riß er den Vogel herunter und ritt davon.

Auf dem Kampfplatze befanden sich aber schnellere Pferde, als das seine; und ehe er noch den Grenzposten erreichen konnte, um den er reiten mußte, holte ihn ein behender Vaquero ein, und er verlor den einen Flügel seines Vogels. Ein zweiter Verfolger entriß ihm den andern Flügel, und er kehrte nur mit einem Fetzen des Hahns zum Baume zurück! Natürlich wurde er weder mit Vivas, noch mit Freudenrufen begrüßt.

Carlos der Cibolero betheiligte sich an diesem Kampfspiele nicht. Er wußte, daß er für diesen Tag Ruhm genug erworben — daß er sich sowohl Freunde als Feinde gemacht — und er wünschte die Zahl von Beiden nicht zu vermehren. Einige von den Umstehenden begannen ihn jedoch zu necken, da sie ohne Zweifel wünschten, ihm seine große Reitergeschicklichkeit nochmals an den Tag legen zu sehen. Er hielt dies eine Zeitlang aus, bis noch zwei Hähne vom Baume abgerissen worden waren, wobei der bereits erwähnte Vaquero den Einen unverletzt davon trug und seiner lächelnden Geliebten zu Füßen legte.

Jetzt schien Carlos ein neuer Gedanke durch den

Kopf zu gehen, und man sah ihn in die Schranken reiten, um sich am nächsten Rennen zu betheiligen.

„Es wird eine ziemliche Zeit dauern, ehe ich wieder einer Fierta beiwohnen kann," bemerkte er gegen Don Juan. „Uebermorgen breche ich wieder auf. Ich will mich heut vergnügen, so gut ich kann."

Diesmal wurde beim Spiele eine Neuerung eingeführt. Man vergrub den Vogel in den Boden, und sein langer Hals und sein scharf zugespitzter Schnabel bewiesen, daß es kein Hahn war, sondern eine schneeweiße „Gruya," einer von den schönen Reihern, die in dieser Gegend gemein sind. Sein schlanker Hals war nicht mit Seife bestrichen, sondern im natürlichen Zustande gelassen worden. Im gegenwärtigen Falle lag die Möglichkeit des Mißlingens in dem Umstande, daß die Gruya, welche nur locker eingegraben war, nicht zugeben würde, daß sich eine Hand ihrem Kopfe nähere, sondern ihn von einer Seite zur andern wendete, und es dadurch zu keiner leichten Sache machte, ihn zu erfassen.

Das Zeichen war gegeben, und die Reiter setzten sich in Bewegung! Carlos war Einer der Letzten; als er aber daran kam, sah er noch immer den weiß gekrümmten Hals herausstrecken; seine Hand war schneller als der Vogel, und im nächsten Momente war derselbe aus dem nachgebenden Sande herausgezogen und ließ die schneeweißen Schwingen über die Weichen seines Pferdes flattern.

Carlos bedurfte nun nicht blos der Schnelligkeit, sondern auch einer großen Geschicklichkeit, um das Heer der Reiter zu passiren, welches jetzt von allen Seiten herbeistürmte, um ihm den Weg abzuschneiden.

Hier stürmte er vorwärts — dort hielt er sein Pferd an — ein anderes Mal schwenkte er um einen Reiter und kam hinter ihm durch, und nach einem Dutzend solcher Manöver sah man den Rappen ohne Begleitung auf die Wendepfosten zuschießen. Sobald er diesen im Rücken hatte, galoppirte er wieder dem Ausgangspunkte zu, hielt hier seinen Fang unbefleckt und unverletzt empor und wurde vom Beifall der Zuschauer begrüßt.

Man erging sich in vielfachen Vermuthungen, wer die Trophäe empfangen würde. Die Menge meinte, daß es vielleicht ein Mädchen seines eignen Ranges, eine Poblana, oder Rancheros Tochter sein werde. Der Cibolero schien sich nicht zu beeilen, ihre Neugier zu befriedigen. Nach einigen Minuten setzte er Alle in Erstaunen, indem er die Gruya in die Luft warf und davon fliegen ließ. Der Vogel stieg majestätisch empor, zog seinen langen Hals ein, und man sah ihn den Weg nach dem unteren Ende des Thales einschlagen.

Man bemerkte, daß Carlos, ehe er sich vom Vogel trennte, demselben die langen, zarten Federn, wodurch sich die Reiher auszeichnen, von den Schul-

tern gerissen und zu einem Federbusch zusammen gebunden hatte.

Sobald er dies gethan, gab er seinem Pferde die Sporen, galoppirte vor die Bänkereihen, beugte sich anmuthig vor und legte die Trophäe zu den Füßen von Catalina de Cruces nieder!

Ein Murmeln der Ueberraschung durchlief die Menge und scharfer Tadel folgte schnell darauf. „Was! wie konnte sich ein Cibolero — ein armer Teufel, von dem man Nichts wußte, um die Gunst einer Rico's-Tochter bewerben? Es war nicht ein Compliment. Es war eine Beleidigung! — Eine unerträgliche Einbildung!"

Und diese Kritiken beschränkten sich nicht blos auf Sennoras und Sennoritas. Die Poblanas und Rancheras waren eben so bitter, wie sie. Sie fühlten sich geringgeschätzt — übergangen — geradezu verschmäht — und noch dazu von ihrer eignen Klasse. Catalina de Cruces hatte kein Recht auf seine Bewunderung.

Catalina befand sich in einer angenehmen, doch peinlichen Lage — einer peinlichen Lage, welche sie in Verlegenheit setzte. Sie lächelte, erröthete darauf, sprach dann ein sanftes „Gracias, cavallero!" sie besann sich jedoch einen Augenblick, ob sie die Trophäe annehmen sollte. Ihr Vater war auf der einen Seite aufgesprungen, ihr Liebhaber auf der andern, Beide waren wüthend. Der Letztere war Roblado.

„Unverschämter!" rief er, indem er den Feder-

busch nahm und zur Erde schleuderte; „Unverschämter!“

Carlos beugte sich über ihn herab, hob den Federbusch auf und steckte ihn unter das goldene Band seines Hutes; dabei richtete er einen herausfordernden Blick auf Letztern und sprach: „Verlieret Euern Gleichmuth nicht, Capitain Roblado! Ein eifersüchtiger Liebhaber gibt einen schlechten Ehemann!“ und er wendete seinen Blick auf Catalina und fügte lächelnd und mit verändertem Tone hinzu: „Gracias, Senorita!“

Mit diesen Worten nahm er seinen Sombrero ab, schwenkte ihn anmuthig um den Kopf und ritt hinweg.

Roblado zog den Säbel halb aus der Scheide und sein lautes „Carrajo!“ sowie die Verwünschungen, welche Don Ambrosio murmelte, drangen zu den Ohren des Cibolero. Der Capitain war aber trotz all seiner Renomage keineswegs tapfer, und da das lange Macheté (Faschinenmesser) des Reiters über dessen Hüften festgeschnallt war, so machte er seinem Grolle nur durch Drohungen Luft und ließ Carlos sich unbehindert entfernen.

Der Vorfall hatte nicht geringe Aufregung und sehr viele zornige Gefühle erregt. Der Cibolero hatte die Entrüstung der Aristokratie und die Eifersucht und den Neid der Demokratie geweckt; er verließ daher nach allen seinen glänzenden Thaten das Feld, keineswegs als Günstling der Versammelten. Die Worte

seiner sonderbaren alten Mutter waren überall weiter getragen worden und der Nationalhaß war geweckt, so daß seine Geschicklichkeit weniger Bewunderung, als Neid erregte. Er hätte ein Engel sein müssen, wenn er, der Amerikaner — der Heretico — sich dort Freundschaft erworben hätte. Denn in diesem abgelegenen Winkel der Erde war der Fanatismus ebenso glühend, wie selbst in der Siebenhügelstadt während der düsteren Tage der Inquisition!

Es mochte wohl ein Glück für Carlos sein, daß die Festlichkeiten ihr Ende erreicht hatten.

In wenigen Minuten begann die Gesellschaft sich zu entfernen. Die Maulthiere, Ochsen und Esel wurden vor die Carretas gespannt, die Rancheros und Rancheras kletterten in die tiefen Kästen, und dann erhob sich ein aus Peitschenknallen, Wagenführergeschrei und dem entsetzlichen Kreischen der ungeschmierten Achsen bestehendes Concert, welches jedes nicht in der Gegend geborne Menschenkind in Erstaunen versetzt haben würde.

Eine halbe Stunde später war die Wiese leer und man konnte den dürren Coyote oder Steppenwolf darauf umherschleichen und einen Bissen für seinen hungrigen Rachen suchen sehen.

Neuntes Kapitel.

Obgleich die Vergnügungen im Freien vorüber waren, hatte die Fiesta des Sanct Johannes ihr Ende noch nicht erreicht. Es war noch Vieles zu sehen, ehe sich die Menge in ihre Häuser zerstreute. Es mußte noch einmal in die Kirche gegangen — noch einmal „Indultos“, Rosenkränze und Reliquien verkauft — noch mehr Weihwasser versprengt werden, um die Kassen der Padrés zu einem frischen Feldzuge an dem Monté=Tische zu erfüllen. Dann erfolgte eine Abend=Procession des Tages=Heiligen (Sanct Johannes), wo dessen Statue auf einer Art von Bahre so lange in der Stadt umher getragen wurde, daß die fünf bis sechs Bursche, welche die Last trugen, unter derselben schwitzten.

Der Heilige selbst war eine Curiosität. Eine große Wachs= und Gypspuppe in einem Anzuge von

verschossener Seide, welche einst gelb gewesen und über und über mit glänzenden Federn und Flittern bedeckt war. Ein indianisirtes katholisches Heiligenbild, denn die mexicanischen Gottheiten haben eben so viel Indianisches, wie Römisches an sich. Er schien der Sache müde geworden zu sein, da die Verbindung zwischen Kopf und Hals theilweise gewichen war, was ihn veranlaßte, sich vorn über zu beugen und der Menge zuzunicken, während das Bild umher getragen wurde. Dieses Nicken, welches in jedem andern, als in einem von Pfaffen beherrschten Lande als höchst lächerlich betrachtet worden sein würde, ward jedoch hier in ganz anderm Lichte angesehen. Die Padrés ermangelten nicht ihre Auslegungen zu geben, und sie ihren frommen Beichtkindern als einen Beweis von Herablassung des Heiligen darzustellen, der durch diese Verbeugung der Menge seinen Beifall wegen ihres Verfahrens zu erkennen gäbe. Die Padrés sowohl, wie die Cura behaupten, daß es ein Wunderwerk sei, und wer hätte dem widersprechen mögen? Jedenfalls würde es eine gefährliche Sache gewesen sein, das Gegentheil zu behaupten. In San Ildefonso wagte kein Mensch im Orte der Kirche seinen Glauben zu versagen. Das Wunder that seine Wirkung. Der religiöse Fanatismus stieg, und als Sanct Johannes wieder in seine Nische gebracht, und der kleine Opferstock wieder davorgestellt wurde, fiel manche Peseta, Reale und Cuartillo hinein, die sonst

vielleicht an jenem Abende am Monté-Tische geblieben sein würden.*)

Nickende Heilige und Augen verdrehende Madonnen sind keineswegs neue Kunststücke der heiligen Kirche. Die Padrés ihres mexicanischen Zweiges haben ebenfalls ihre wunderthuenden Heiligen gehabt, und selbst in dem fast unbekannten Lande Neu-Mexico sind eine Menge solcher zu finden, die ebenso schlaue Wunder ausgeführt haben, wie sie in andern Ländern vorgekommen sind.

Hierauf folgte ein großes Feuerwerk, welches einer der glänzendsten Theile der Tagesbelustigung war; denn die Neu-Mexicaner sind in dieser Kunst Meister. Die Vorliebe für Feuerwerk ist ein merkwürdiges, aber sicheres Kennzeichen des Verfalls einer Nation.

Wenn man mir die Statistik des Pulvers gibt, welches von einem Volke im Feuerwerken verpufft wird, so werde ich darnach den Maßstab seiner Seelen und Leiber geben können. Wenn die Zahl hier ein Maximum erreicht, so wird dort das physische und moralische Maß ein Minimum sein; denn das Verhältniß ist ein umgekehrtes.

Ich habe einmal auf dem Place de Concorde gestanden, und eine ganze Nation — ihre Reichen wie ihre Armen — eines von diesen erbärmlichen

*) Die Peseta ist nach unserm Gelde 10 Ngr., der Real 5, und der Cuartillo 2½ Ngr.

Schauspielen betrachten sehen, welches zu dem Zweck veranstaltet worden war, sie zur Zufriedenheit zu bringen. Es war der Preis, welchen sie für die Abtretung ihrer Freiheit gezahlt hatte; wie ein Kind, welches ein werthvolles Juwel gegen ein Paar Bonbon vertauscht. Die Leute schauten mit einem Entzücken darauf, welches dem Enthusiasmus vollkommen glich. Dagegen sah ich verkrüppelte Gestalten, die um einen Fuß kürzer waren, als ihre Vorfahren, und blickte in die Augen, welche demoralisirte Gedanken verkündeten.

Dies waren die Vertreter eines ehemals großen Volkes, welches sich immer noch für's erste der Menschheit hält. Ich war überzeugt, daß dies eine Täuschung sein müsse. Das Feuerwerk und seine Aufnahme bewiesen mir, daß ich ein Volk erblickte, welches den Culminationspunkt seiner Größe hinter sich hatte, und sich jetzt auf dem Abhange befand, welcher zur Vernichtung führt.

Nach den Feuerwerken kam der „Fandango." Hier sehen wir die gleichen Gesichter ohne besondere Veränderung der Costüme wieder. Die Sennoras und Sennoritas haben ihre Morgenkleider abgelegt; und hier und da hat eine hübsche Poblana ihre grobwollene Nagua mit einem bunten, wallenden Muslinkleide vertauscht.

Der Ball wurde in dem großen Saale der Casa de Cabildo oder des Rathhauses abgehalten, welches

die eine Seite der Plaza einnahm. An diesem Fest=tage galt kein Unterschied des Standes. In den Grenzstädten von Mexico ist davon überhaupt niemals viel zu sehen, denn trotz der Unterschiede der Klassen und der Tyrannei der Regierung herrscht in Sachen des Vergnügens eine Art von demokratischer Gleich=heit, ein buntes Gemisch von Hoch und Niedrig, wel=ches in andern Ländern selten ist, das sowohl eng=lische, wie selbst amerikanische Reisende mit Erstaunen beobachtet haben.

In den Ballsaal wurde Jeder zugelassen, der den Eintritt bezahlte, und man konnte neben dem Rico oder Millionär in seiner feinen Tuchkleidung, den Ran=chero mit der ledernen Jacke und dem baumwollen=sammetnen Calzoneros sehen, während die Tochter des reichen Commercianten mit der Aldeana, die ihren Le=bensunterhalt mit dem Kneten von Tortillas, oder mit dem Weben von Rebosos verdient, ihre Quadrille tanzte.

Der Commandant mit Roblado und der Lieu=tenant figurirten hier in voller Uniform. Der Alcalde war hier mit dem goldbeknopften Quastenstocke, der Cura im breitkrämpigen Hute, die Padrés in ihren weiten Kutten erschienen, und sämmtliche Familias principales waren zugegen.

Hier sah man den reichen Commercianten, Don Jose Rincon mit seiner dicken Frau und seinen vier dicken, schläfrig aussehenden Töchtern. Hier war auch

die Frau und ganze Familie des Alcalde; dort die Echevarrias mit ihrem Bruder, den Stutzer, in voller pariser Kleidung mit Frack und Hut — der Einzige, der im Salon zu erblicken war; auch der reiche Haciendado, Sennor Gomez del Monté mit seiner magern Frau und einer ziemlich dürren Tochter war erschienen, welche letztere sich in dieser Beziehung von den Hunderten von Rindern unterschieden, die auf Weiden seiner „Ganada" umher schweiften. Vor Allen und von Allen beobachtet sah man die schöne Catalina de Cruces, die Tochter des reichen Bergwerkbesitzers, Don Ambrosio, welcher selbst an ihrer Seite war, und stets ein wachsames Auge auf sie hatte.

Außer diesen großen Leuten waren noch Bergwerks-Beamtete, Commis der Kaufleute, junge Farmer aus dem Thale, Gambucinos, Vaqueros, Ciboleros und selbst „Leperos" der Stadt, in ihren wohlfeilen Serapén zugegen. Der Fandango gewährt ein buntes Schauspiel.

Die Musik bestand aus einem Bandolon, einer Harfe und einer Geige, und man tanzte den Walzer, den Bolero und die Coona. Wir müssen den Leuten die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu sagen, daß man selbst sie in den pariser Salons nicht hätte besser tanzen sehen können, als hier.

Selbst der Peon in seiner ledernen Jacke und den Calzoneros bewegte sich so graziös, wie es nur ein Professor der Kunst hätte ausführen können; und

die Poblanas in ihren kurzen Röcken und bunten Schuhen schwebten wie die Coryphäen eines Balles über den Boden dahin.

Roblado verfolgte, wie gewöhnlich, Catalina mit seinen Aufmerksamkeiten und tanzte fortwährend mit ihr; aber ihre Augen schweiften von seinen goldenen Epauletten hinweg, und schienen den Saal nach einem andern Gegenstande zu durchforschen. Sie war augenscheinlich für die Aufmerksamkeiten ihres Tänzers gleichgiltig, und seine Gesellschaft langweilte sie.

Auch Vizcarras Augen suchten eine Person, welche nicht anwesend zu sein schien; denn der Commandant wanderte hin und her und blickte mit mißvergnügter Unruhe auf jede Gruppe und in jede Ecke.

Wenn er sein Augenmerk auf die schöne Blondine geheftet hatte, so konnte man im Voraus sagen, daß seine Bemühungen keinen Erfolg haben würden, — sie war nicht da. Rosita war mit ihrer Mutter nach der Beendigung des Feuerwerks nach Hause gegangen. Ihr Häuschen lag weit unten im Thal, und sie hatten sich in Begleitung von Carlos und dem jungen Ranchero dorthin begeben. Die beiden Letzeren waren jedoch zurückgekehrt, um dem Fandango beizuwohnen. Es war spät, ehe sie dort erschienen, denn der Weg hatte sie aufgehalten. Dies war der Grund, warum das Auge Catalinas umherschweifte. Ihre Erwartung sollte jedoch nicht so getäuscht werden, wie die Vizcarras.

Während des Tanzes traten zwei junge Männer in den Saal und mischten sich unter die Gesellschaft. Einer war der junge Ranchero und der andere Carlos. Den letzteren erkannte man leicht an der Reiherfeder, welche auf seinem schwarzen Sombrero stak.

Catalina's Auge hatte jetzt seine Ruhelosigkeit verloren. Es war auf einen einzigen Gegenstand gerichtet, obgleich ihre Blicke nicht fortwährend auf Jenem ruhten, sondern schnell und verstohlen auf denselben hinschauten, da sie von einem zornigen Vater und einem eifersüchtigen Liebhaber beobachtet wurde.

Carlos heuchelte Gleichgiltigkeit, aber sein Herz glühte. Was würde er nicht gegeben haben, mit ihr einmal tanzen zu dürfen? Er kannte jedoch die Lage der Dinge zu gut. Er wußte, daß es zu einer Scene geführt haben würde, wenn er sie engagirt hätte. Er wagte den Antrag nicht zu stellen.

Mitunter bildete er sich ein, daß sie aufgehört habe, ihn zu lieben — daß sie sogar Roblado — dem Stutzer Echevarria — selbst Anderen — mit Interesse zuhöre. Dies war jedoch nur Vorstellung von Seiten Carlos's; jedoch nur Verstellung von Seiten Catalina's; es war für andere Augen, als die bestimmt, aber Carlos wußte es nicht und wurde piquirt.

In seiner Verzweiflung begann er zu tanzen; er wählte eine sehr hübsche Aldeana, Namens Inez Gonzales, die entzückt war, die Tänzerin Carlos's

sein zu können. Catalina sah dies und wurde ihrer Seits ebenfalls eifersüchtig.

Dies Spiel dauerte ziemlich lange Zeit, endlich aber wurde Carlos seiner Tänzerin müde und setzte sich allein auf die Banqueta. Seine Augen folgten Catalina's Bewegungen. Er sah, daß ihre Blicke voll Liebe — einer bereits in Worten ausgedrückten — ja sogar durch Schwüre betheuerten Liebe — auf ihm hafteten. Warum hätten sie einander beargwöhnen sollen?

Das Vertrauen der beiden Herzen war wieder hergestellt, und jetzt verlieh die Aufregung des Tanzes ein Nachlassen in der eifersüchtigen Wachsamkeit Don Ambrosio's, der bereits halb betrunken war, ihren Augen Zuversichtlichkeit und sie blickten kühner und eifriger auf einander hin.

Der Kreis der sich im Saale umher drehenden Tänzer ging dicht an Carlos's Sitze vorüber. Es war ein Walzer. Catalina tanzte mit dem Stutzer Echevarria. Bei jeder Annäherung war ihr Gesicht Carlos zugewendet, und dann begegneten sich ihre Augen. In diesen flüchtigen, aber oft wiederkehrenden Blicken — vermögen die Augen eines spanischen Mädchens mehr, wie ganze Bände zu sprechen, und Carlos las in den Augen Catalina's eine angenehme Verkündigung. Als sie zum dritten Male herankam, bemerkte er, daß sie zwischen ihren, auf der Schulter des Tänzers ruhenden Fingern Etwas hielt. Es war ein

kleiner Zweig mit Blättern von dunkelgrüner Farbe. Als sie dicht an ihm vorüber kam, ließ sie den Zweig mit Geschicklichkeit los, und derselbe fiel auf seine Kniee herab, wobei er in leise flüsterndem Tone das Wort „Tuya“ (die Deine) vernahm.

Carlos erfaßte den Zweig — einen Zweig der Tuja oder Ceder, er verstand dessen Bedeutung vollkommen, drückte ihn an seine Lippen und steckte ihn durch das Knopfloch seiner gestickten Jaqueta.

Als Catalina wieder herum kam, waren die Blicke, welche die Beiden austauschten, die der gegenseitigen vertrauenden Liebe.

* * *

Die Nacht neigte sich ihrem Ende zu. Don Ambrosio wurde endlich müde und führte seine Tochter fort, wobei er von Roblado escortirt wurde.

Bald darauf verließen die meisten Rico's und vornehmen Familien den Saal, aber einige Priester der Terpsichore blieben da, bis die rosige Aurora durch die „Rejas“ oder Gitterfenster der Casa de Cabildo blickte.

Zehntes Kapitel.

Die Llano Estacado oder „bepfählte Ebene" der Jäger ist ein's der merkwürdigsten Naturgebilde der großen amerikanischen Prairie. Sie ist eine Hochebene oder Steppe, die sich um beinahe tausend Fuß über die sie umgebende Gegend erhebt und in länglich runder, oder vielmehr einer Hammelskeule gleichen Gestalt, von Norden nach Süden hinzieht.

Ihre Länge beträgt 400 Meilen. An der breitesten Stelle mag sie zwei= bis dreihundert messen. Ihre Oberfläche kommt daher derjenigen der Insel Irland gleich! Ihr Aussehen weicht von den übrigen Prairien des Landes bedeutend ab, ist aber nicht überall von ganz gleicher Art. Der nördliche Theil besteht aus einer dürren Steppe, auf der man zuweilen im Umkreise von fünfzig Meilen keinen Baum

wahrnimmt, während andere Theile derselben nur mit einem verkrüppelten Gebüsch von Mezquite (Akazie) bedeckt sind, wovon es hier zwei verschiedene Arten gibt. Diese Steppe wird an mehreren Punkten von tausend Fuß tiefen Abgründen durchschnitten, die an beiden Seiten von rauhen, unzugänglichen Felswänden eingeschlossen sind. Ungeheuer große Felsenmassen liegen am Boden dieser großen Klüfte, und in weiten Zwischenräumen sind Wassertümpel zu sehen, während auf den Felsen und in den Schründen der Bergwände verkrüppelte Cedern wachsen.

Diese Schluchten, die man Cannon's nennt, lassen sich nur auf gewissen Punkten betreten oder durchkreuzen, und diese Pässe sind häufig zwanzig Meilen von einander entfernt.

Auf dem obern Plateau ist der Boden oftmals auf eine Strecke von hundert Meilen vollkommen eben und fest, wie eine macadamisirte Straße. Auf einigen Stellen ist sie mit Rasen bedeckt, welcher aus Gramma-, Büffel- und Mezquitegras besteht, und mitunter stößt der Reisende auf eine Gegend, wo seichte Tümpel von verschiedener Größe die Ebene bedecken. Von diesen sind aber nur wenige das ganze Jahr über mit Wasser gefüllt und von Binsenröhrig umgeben. Diese Tümpel sind mehr oder weniger salzig und schwefelhaltig, noch Andere gleichen einer starken Soole. Wenn Regengüsse gefallen sind, kommen diese Wasserablagerungen häufiger vor, und ihr

Wasser ist süßer; aber der Regen scheint sich in dieser trostlosen Gegend nur durch Zufall einzustellen, und nach lang anhaltender Trockenheit pflegen diese Tümpel zum größten Theil zu verschwinden.

Gegen das südlichere Ende der Llano Estacado zeigt die Oberfläche eine merkwürdige Erscheinung. Dies ist ein Gürtel von Sandhügeln, welcher beinahe zwanzig Meilen breit und volle fünfzig Meilen lang ist, und sich von Norden nach Süden über eine Ebene hinzieht. Diese Hügel sind rein weißer Sand, der reihenweise aufgeworfen ist, mitunter aber auch Kegel von hundert Fuß Höhe bildet, aber kein Baum, kein Busch, keine Pflanze unterbricht ihre weichen Umrisse oder die Einförmigkeit ihrer Farbe. Die größte Anomalie dieses geologischen Räthsels ist jedoch die, daß man mitten unter ihnen, ja selbst auf ihrem höchsten Rücken Wasserteiche findet, und zwar nicht gelegentlich, wie es nach dem Regen vorkommt, sondern in „Laguna's", worin Binsenröhrig, Schilf und Wasserlilien wachsen, und dadurch den Beweis liefern, daß das Wasser das ganze Jahr über darin bleibt! Wer sollte denken, daß hier Wasser vorkommen könnte?

Dergleichen Triebsand-Formationen sind auf den Ufern des mexicanischen Meerbusens und an den europäischen Küsten häufig, und dort läßt sich auch ihr Vorhandensein leicht erklären; aber hier, mitten in einem großen Continent, kann man sie nur als ein merkwürdiges Phänomen betrachten.

Dieser Sandgürtel ist nur auf einem oder zwei Punkten zugänglich, aber die Pferde sinken bei jedem Schritte bis an die Kniee ein, und wenn nicht das Wasser wäre, so würde es ein gefährliches Experiment sein, denselben nur zu betreten.

Wo ist die Llano Estacado? Betrachtet die Karte von Nordamerika und Ihr werdet einen großen Fluß, der Canadian genannt, bemerken, der in dem Felsgebirge entspringt und zuerst nach Süden und dann nach Osten läuft, bis er zu einem Theile des Arkansas wird. Da, wo sich dieser Fluß nach Osten ausbeugt, streift er das nördliche Ende der Llano Estacado, deren Wände zuweilen bis dicht an sein Ufer reichen, zuweilen auch in weiter Ferne zu sehen sind, wo sie einer Bergkette gleichen, wofür sie die Reisenden häufig gehalten haben.

Die Grenze der Westseite der bepfählten Ebene ist bestimmter gezeichnet. In der Nähe der Quelle des Canadian entspringt noch ein großer Fluß. Dies ist der Pecos. Man wird bemerken, daß sein Lauf als beinahe südlich angegeben ist, aber die Karte ist in dieser Beziehung nicht richtig, da der Pecos mehrere hundert Meilen weit fast östlich läuft. Später hat er eine südliche Richtung, ehe er seine Einmündung in den Rio Grande erreicht. Der Pecos bespült den ganzen westlichen Fuß der Llano Estacado, und eben diese Hochebene ist das Hinderniß, das dem

Pecos seinen südlichen Lauf anweist, statt ihn östlich fließen zu lassen, wie alle übrigen Prairieströme, die in den Felsgebirgen entspringen.

Die östliche Grenzlinie der Llano Estacado ist weniger genau markirt, aber eine Linie, die etwa 300 Meilen vom Pecos gezogen würde und die Quellen des Wichita, des Red River von Louisiana, des Brazos und Colorado durchschneidet, könnte eine Idee von ihren Umrissen geben. Diese Flüsse mit ihren zahlreichen Nebengewässern entspringen sämmtlich auf der östlichen „Ceja" (dem Kamm) der bepfählten Ebene, die durch ihre Gewässer zu den phantastischsten Gestalten ausgespült ist.

Im Süden läuft die Llano Estacado zu einer schmalen Spitze zu und senkt sich nach den Mezquite-Ebenen und den Thälern einer Menge kleiner Flüsse herab, die in den unteren Rio Grande einmünden.

Auf diesem merkwürdigen Landstriche gibt es keinen einzigen festen Bewohner; selbst der Indianer schlägt seine Wohnstätte nie länger dort auf, als während der wenigen Stunden, die er zum Ausruhen von seiner Reise braucht, und es gibt Stellen, welche selbst er, der an Hunger und Durst gewöhnt ist, nicht zu betreten wagt. Die „Jornada" oder der Weg durch die Llano Estacado ist so gefahrvoll, daß es auf ganze Längen von 400 Mei-

len nur zwei Stellen gibt, wo Reisende denselben mit Sicherheit machen können. Die Gefahr entspringt aus dem Mangel an Wasser, denn Rasenstrecken sind im Ueberfluß vorhanden; aber selbst auf den wohlbekannten Wegen gibt es zu gewissen Jahreszeiten Strecken von sechzig bis achtzig Meilen, auf denen man sich keinen Tropfen Wasser verschaffen kann!

In früheren Zeiten war der eine dieser Wege unter dem Namen der „spanischen Straße" von Santa Fé nach San Antonio de Bexar in Texas bekannt, und um zu verhindern, daß sich Reisende auf diesem Wege verirrten, waren mehrere Punkte durch „Palo's" oder Pfähle bezeichnet, woher der Name rührte, den man ihr beigelegt hat.

Die Llano Estacado wird jetzt nur selten von einem anderen Fuße betreten, als den der Ciboleros oder mexicanischen Büffeljäger, und der „Comanchero's" oder herumziehenden Krämer, die mit den Indianern handeln. Diese Leute ziehen in Gesellschaften von den neu-mexicanischen Niederlassungen aus, um Büffel zu jagen und mit den indianischen Stämmen, die auf den weiter östlich gelegenen Ebenen umherschweifen, Handel zu treiben. Weder die Jagd, noch der Verkehr ist von besonderer Wichtigkeit, aber diese Beschäftigungen befriedigen das merkwürdige Geschlecht, welches der Zufall

oder die Neigung veranlaßt hat, seinen Unterhalt auf diese Weise zu suchen.

Diese Männer sind für die mexicanische Grenze so ziemlich das Gleiche, was der Jäger und Hinterwäldler für die Grenzbezirke der anglo-amerikanischen Niederlassungen ist. In manchen Beziehungen weichen sie jedoch von den Letzteren ab, in der Bewaffnung und Ausrüstung, der Methode ihrer Jagden und in einigen anderen Beziehungen sind sie von Jenen verschieden.

Die Ausrüstung eines Cibolero, der gewöhnlich auch ein Coureur de bois zu sein pflegt, ist sehr einfach. Zur Jagd ist er mit einem leidlichen, zuweilen selbst schönen Pferde versehen und mit Bogen und Pfeilen, Jagdmesser und einer langen Lanze bewaffnet. Feuergewehr kennt und wünscht er nicht, wiewohl es Ausnahmsfälle davon gibt. Der Lasso ist ein wichtiger Theil seiner Ausrüstung. Zum Behuf des Handels ist sein Waarenvorrath ein sehr beschränkter, und derselbe kostet ihm oftmals keine zwanzig Dollar's. Ein Paar Säcke mit grobem Brod, welches die Prairie-Indianer sehr gern essen, ein Sack mit Pinnole oder gedörrtem Mais, etwas Flittertand zum Schmuck für die Indianer, einige grobe Serapén und bunte, wollene Stoffe von mexicanischem Gewebe bilden seinen ganzen Carrago. Eisenwaaren sind nur selten bei ihm zu finden, sie kosten ihm auf seinem eigenen Markte zu viel, da sie denselben erst

nach einer langen Landreise und nach scandalös hoher Besteuerung erreichen. Mit Schießgewehren hat er Nichts zu thun. Die Prairie-Indianer, welche sich der Feuergewehre bedienen, werden von der östlichen Seite aus damit versorgt; aber die Comanchen haben durch ihre Beutezüge gegen die mexicanischen Städte des Südens viele spanische Flinten und Escopetten in ihre Hände bekommen.

Zum Lohn für seine Auslagen und seine gefahrvollen Reisen bringt der Cibolero gedörrtes Büffelfleisch und Häute heim, wovon ein Theil der Ertrag seiner eigenen Jagd, und ein anderer durch Tauschhandel von den Indianern erlangt ist.

Auch Pferde, Maulthiere und Esel sind Tauschartikel; von diesen besitzen die Prairie-Indianer ungeheure Heerden — Einige mehrere Hundert Stück — und größtentheils mit mexicanischen Zeichen! Mit anderen Worten: sie sind aus den Städten am unteren Rio Grande gestohlen worden, um in die Städte am oberen Rio Grande verkauft zu werden; und dies Geschäft wird für vollkommen gesetzlich gehalten, wenigstens läßt es sich in der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht ändern.

Der Cibolero begibt sich mit einer merkwürdigen Escorte auf die Ebenen. Zuweilen nimmt eine große Anzahl dieser Leute ihre Weiber und Kinder mit, und reis't, gerade wie ein wilder Indianerstamm, zusammen. Gewöhnlich besteht die Gesellschaft jedoch

aus einem oder zwei Anführern mit ihren Dienern und ihrer Ausrüstung. Sie werden von Wilden weniger belästigt, als gewöhnliche Reisende. Die Comanchen, sowie die anderen Stämme kennen ihren Zweck und muntern sie sogar auf, zu ihnen zu kommen. Trotzdem werden sie von diesen hinterlistigen Krämern häufig betrogen und gemißhandelt. Zum Transport benutzen sie das Pack-Maulthier und die von Maulthieren oder Ochsen gezogene Carreta. Die Carreta selbst ist das patriarchalischste Transportmittel, welches man sich vorstellen kann. Ein Paar Räder, die aus dem Stamme einer Silberpappel gehauen sind, werden durch eine starke, hölzerne Achse verbunden. Diese Räder haben gewöhnlich mehr eine ovale oder viereckige, als eine kreisrunde Gestalt; an dem Achsenbaume ist eine lange Deichsel befestigt, und auf dieser ein viereckiger, tiefer Kasten angebracht; hieran werden zwei oder mehrere Joch Ochsen auf die einfachste Weise gespannt, indem man ein Stück Holz der Quere an ihre Hörner festbindet, während dasselbe schon vorher an der Deichsel befestigt worden ist. Die Thiere haben weder ein Joch noch sonstiges Geschirr; sie schieben die Carreta durch die Kraft ihrer Köpfe vor sich hin. Wenn sie sich in Bewegung befindet, so bietet das Knarren und Quiken der hölzernen Achsen jeder Beschreibung Trotz. Das Geschrei einer ganzen Familie mit Kindern jeder

Größe in bitterster Todesnoth ist das Einzige, was ein solches Concert von Jammertönen hervorbringen könnte; und wir müssen nach Süd-Mexico gehen, um sein schauerliches Aequivalent in einer Heerde von Heulaffen zu finden.

Elftes Kapitel.

Etwa acht Tage nach dem Johannisfeste sah man eine kleine Schaar von Cibolero's bei der Furth des „Bosque Redondo" über den Pecos setzen. Die Gesellschaft bestand nur aus fünf Personen, nämlich einem weißen Manne, einem Halbblütigen und drei reinen Indianern, die einen kleinen Atajo oder Zug von Packmaulthieren und drei mit Ochsen bespannte Carreta's bei sich hatten. Die gebückte Haltung und der trabende Gang der Indianer, sowie die Tilma-Kleidung und ihre mit Sandalen bekleideten Füße bewiesen, daß sie Indios mansos waren. Es waren in der That die gemietheten Peon's Carlos des Cibolero's, des weißen Mannes und Anführers der Gesellschaft.

Der Halbblütige, Namens Antonio, war der Arriero des Maulthierzuges, während die drei Indianer

die Ochsengespanne führten und sie mit ihren langen Peitschen durch die Furth leiteten.* Carlos selbst saß auf seinem schönen Rappen und ritt, in eine grobe Serapé gewickelt, eine Strecke voraus, um den Weg zu erforschen. Er hatte seine schöne Manga daheimgelassen, um sie theils vor der Abnutzung zu bewahren, die eine solche Reise mit sich gebracht haben würde, und andererseits auch, um nicht durch ihren Anblick die Habgier der Prairie-Indianer zu erregen, die keinen Anstand genommen haben würden, ihm wegen eines so prächtigen Mantels seinen Scalp zu nehmen. Außer der Manga waren auch die gestickte Jacke, die scharlachrothe Schärpe und die sammetnen Calzonero's bei Seite gelegt und statt ihrer andere Kleidungsstücke von gröberer Art angezogen worden.

Die gegenwärtige Reise war für Carlos eine wichtige. Er hatte die größte Fracht bei sich, die er jemals auf die Prairie mitgenommen hatte. Außer den drei Carreta's, von denen jede mit vier Ochsen bespannt war, bestand der Transport aus fünf mit Waaren beladenen Packmaulthieren, und alle waren mit Waaren beladen — die Carreta's mit Brod, Pinnole, spanischen Bohnen, Chilé-Pfeffer, und die Päcke der Maulthiere bestanden aus Serapén, grobem Wollentuch und einigen glänzenden Schmuckgegenständen, sowie aus einer kleinen Anzahl von spanischen Messern mit spitzigen, dreieckigen Klingen. Seine Kühnheit und sein Glück an dem Tage der Fiesta

hatten ihn in den Stand gesetzt, einen solchen Waarenvorrath anzulegen. Außer der einen Onza, welche er ursprünglich besessen, und der zwei, die er gewonnen hatte, war ihm noch von dem jungen Ranchero, Don Juan, ein Darlehn von fünf weiteren aufgedrungen worden, damit er sich für dieses Unternehmen gehörig ausrüsten könne.

Nachdem die kleine Schaar wohlbehalten über den Pecos gegangen war, nahm sie ihre Richtung nach der Ceja, die von der Furth von Bosque Redondo nicht weit entfernt lag. Eine abschüssige Schlucht brachte sie auf die Höhe der „Mesa" oder des Tafellandes, wo ein fester, ebener Wig vor ihnen lag — es war eine Ebene, die von keiner Bodenverschiedenheit, keinem Busche unterbrochen wurde, wodurch sie bei ihrer Reise hätten geleitet werden können.

Der Cibolero bedurfte jedoch keines Führers. Kein Mensch kannte die bepfählte Ebene besser, als er, und er gab seinem Pferde eine südöstliche Richtung, in welcher sich sodann der Zug bewegte; er gedachte nach einem der oberen Nebenflüsse des Red River von Louisiana zu gehen, wo, wie er gehört hatte, die Büffel seit mehreren Jahren in großer Anzahl erschienen waren. Es war für ihn ein neuer Weg, da er die meisten seiner früheren Unternehmungszüge nach den oberen Gewässern der texanischen Flüsse Brazos und Colorado gemacht hatte. Die Ebenen um diesen Fluß befanden sich aber zur gegenwärtigen Zeit im unbe-

strittenen Besitze des mächtigen Stammes der Comanchen und seiner Verbündeten, der Kiawas, Lipanen und Tonkewas. Diese Indianer haben durch Verfolgung der Büffel dieselben immer gestört und hatten sie wild und scheu gemacht, sowie ihre Zahl bedeutend vermindert. An den Gewässern des Red River verhielt sich die Sache anders. Dies war ein feindlicher Boden. Die Wacos, Panes, Osagen und einige Schaaren von Cherokesen, Kickapoos und anderen Nationen im Osten pflegten mit einander dort zu jagen, und es fanden zwischen ihnen dort oft blutige Kämpfe statt, so daß der eine oder der andere Theil häufig seine Sommerjagd einbüßte, weil er sich außerhalb des Bereich's des anderen halten mußte, wodurch dann das Wild von Belästigung frei blieb. Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß auf neutralem oder feindlichem Boden der Büffel sowohl, wie anderes Wild in größter Menge zu finden ist und sich leichter beschleichen läßt, als in anderen Gegenden.

Carlos der Cibolero, dem diese Umstände bekannt waren, hatte sich vorgenommen, einen Zug nach dem Red River zu wagen, dessen Gewässer in der östlichen Ceja von der Llano Estacado, und nicht in den Felsengebirgen entspringen, wie auf den Landkarten angegeben ist.

Carlos war sehr gut zur Büffeljagd ausgerüstet — der halbblütige Antonio ebenfalls — und zwei von den drei Peon's waren erfahrene Jäger. Ihre Be=

waffnung bestand aus Bogen und Lanze, da diese beiden Waffen zur Büffeljagd den Schießgewehren vorzuziehen sind. In einer der Carreta's konnte man jedoch eine Waffe von anderer Art sehen, und dies war eine lange, braune, amerikanische Büchse. Carlos versparte dieselbe für anderes und höheres Wild, und er verstand die Anwendung derselben vollkommen. Wie kam aber eine solche Waffe in die Hand eines mexicanischen Cibolero?

Wir müssen uns aber erinnern, daß Carlos nicht von mexicanischer Abstammung war. Diese Waffe war eine Familienreliquie. Sie hatte seinem Vater gehört.

Wir wollen Carlos und seiner Caravane nicht in allen Einzelnheiten ihrer langweiligen Reise durch die Wüste folgen. Einmal machten sie eine Jornada oder Tagereise von siebzig Meilen, ohne Wasser zu finden. Der erfahrene Carlos wußte jedoch dies auszuführen, ohne ein einziges Thier einzubüßen.

Er reis'te auf die Weise, daß er bei dem letzten Tränkplatze seinen Thieren so viel Wasser gab, als sie nur immer trinken wollten, worauf er des Nachmittags aufbrach und dann bis Tagesanbruch reis'te. Dann hielt er zwei Stunden lang an, um die Thiere grasen zu lassen, so lange der Thau noch auf dem Boden lag. Nach dieser Erholung folgte ein zweiter langer Marsch, der bis zum Mittag dauerte; dann brach nach einer Pause von drei bis vier ruhigen Stunden, während welcher er stilllag, der kühle Abend

heran, und nun führte ein neuer Marsch bis tief in die folgende Nacht die Jornada zu Ende. Dies ist die Art, auf welche man noch heut zu Tage die öden Steppen von Chihuahua, Sonora und Nord=Mexico bereis't.

Nach einem mehrtägigen Marsche stiegen der Cibolero und seine Schaar von der hohen Mesa herab, gelangten an den Fuß ihres östlichen Abhanges und kamen an einem Nebenflusse des Red River an. Hier zeigte die Landschaft ein neues Aussehen — das der „rollenden" Prairie. Sanfte Anhöhen mit abgerundeten Gipfeln neigten sich zu ebenen, grünen Thälern herab, durch die sich Bäche mit hellem, glitzerndem Wasser hinschlängelten. Hier und da standen Baumgruppen auf den Ufern, und man sah die immergrüne Eiche, den schönen Pecan=Baum mit seinen langen, eßbaren Nüssen, die Doppelbecher=Eiche mit ihren sonderbaren Eicheln, die Hackbeere mit ihren nesselförmigen Blättern und süßen Früchten, und die Silberpappel. Auf den Anhöhen standen große Bäume in beinahe gleichen Entfernungen von einander, als ob sie zu einem Obstgarten angepflanzt worden wären. Ihre dicht belaubten Wipfel verliehen ihnen ein schönes Aussehen, und ihre leichten, gefiederten Blätter, sowie die langen, braunen Schoten, die von ihren Aesten herabhingen, verkündeten, daß sie die berühmten Mezquite=Bäume, die amerikanische Akazie, waren. In den Bachniederungen erblickte man die rothe Maul=

beere und hier und da den schönen, wilden Chinabaum mit seinen hübschen Lilablumen. Die ganze Bodenfläche war auf den Hügeln, wie in den Thälern, reich mit kurzem Büffelgras bekleidet, welches ihr das Aussehen einer vor Kurzem gemäheten und in frischem Grün aufschießenden Wiese verlieh. Es war eine köstliche Landschaft, und man konnte sich nicht wundern, daß die wilden Büffel der Prairie sie zu ihrem Lieblingsaufenthalte wählten.

Der Cibolero war noch nicht lange durch diese von Natur begünstigte Gegend gereis't, als er Spuren von Büffeln, Straßen, Wälzstellen oder „Bois de vache" oder Büffeldrehen auffand; und am folgenden Morgen sah er sich mitten unter ungeheueren Heerden, die umherschweiften, wie zahmes Rindvieh, und sich nicht im Weiden stören ließen. Sie waren so wenig scheu, daß sie ihm bei seiner Annäherung kaum aus dem Wege gingen.

Natürlicher Weise hatte er das Ziel seiner Reise erreicht. Dies war sein großes Viehgut. Diese Rinder gehörten ihm so gut, wie jedem Anderen, und er brauchte jetzt Nichts weiter zu thun, als an's Schlachten und Dörren zu gehen.

Was seinen Handel mit den Indianern betraf, so konnte er denselben beginnen, sobald er einer Schaar begegnete, was im Laufe des Sommers ganz gewiß zu erwarten stand.

Carlos besaß, wie alle Männer der Prairie, die

(ungebildeten) Trapper sowohl, wie die Indianer, ein Auge für das Malerische, und wählte sich daher ein schönes Plätzchen zu seinem Lager. Es war eine beras'te Niederung, durch welche ein klarer Bach von süßem Wasser lief, der von Pecan-, Maulbeer- und wilden China-Bäumen beschattet wurde, und er ließ in dem Schatten eines Maulbeerbaumes seine Carreta's Halt machen und sein Zelt aufschlagen.

Zwölftes Kapitel.

Carlos hatte seine Jagd begonnen und schon guten Erfolg gehabt. In den ersten beiden Tagen hatte er nicht weniger als zwanzig Büffel getödtet, und sie sämmtlich in's Lager schaffen lassen. Er und Antonio gingen den Büffeln nach und schossen sie nieder, während zwei von den Peons die Thiere abhäuteten, das Fleisch zerwirkten und nach dem Lager schafften. Hier wurden sie unter der Hand des Dritten dem weitern Verfahren übergeben, das Fleisch in schmale Streifen zu zerschneiden und an der Sonne zu dörren.

Die Jagd verhieß vortheilhaft zu werden. Carlos hatte keinen Zweifel, daß er so viel „Tasajo“ erlangen würde, als er nach Hause bringen könne, und daß hierzu noch eine bedeutende Anzahl von Häuten

kommen werde, welche sich in den Städten von Neu-Mexico gut verkaufen ließen.

Am dritten Tage bemerkten die Jäger jedoch eine Veränderung in dem Benehmen der Büffel. Sie waren plötzlich wild und vorsichtig geworden. Dann und wann liefen mächtige Schaaren in vollem Galopp an ihnen vorüber, als ob sie entsetzt wären und verfolgt würden. Sie waren durch Carlos und seinen Begleiter keineswegs so in Furcht gejagt worden; was mochte sie daher so in's Laufen gebracht haben?

Carlos vermuthete, daß sich ein Indianerstamm in der Gegend befände und mit der Jagd auf sie beschäftigt sei.

Seine Vermuthung erwieß sich als richtig. Als er eine Anhöhe erstieg, welche ihm die Aussicht auf ein schönes Thal auf der andern Seite gewährte, fiel sein Auge auf ein indianisches Lager.

Es bestand aus ungefähr funfzig Hütten, die wie Zelte an dem Rande des Thales lagen, und den Eingang nach dem Flusse zu hatten. Sie waren von kegelförmiger Gestalt, und bestanden aus kreisförmig aufgestellten Stangen, die am oberen Ende zusammengezogen, und dann mit Büffelfellen bedeckt waren.

„Waco-Hütten,“ sagte Carlos, sobald sein geübtes Auge darauf fiel.

„Herr,“ fragte Antonio, „woraus könn't Ihr das erkennen?“

Antonio's Erfahrung kam der seines Herrn, der

von Kindheit auf sein Leben auf den Prairien zugebracht hatte, bei Weitem nicht gleich.

„Woran?“ antwortete Carlos, „nun, an den Hütten selbst!“

„Ich würde es für ein Comanche-Lager gehalten haben,“ sagte der Halbblütige; „ich habe bei den Büffelessern gerade solche Hütten gesehen.“

„Nicht gerade solche, Antonio,“ entgegnete sein Herr, „bei den Comanchen-Hütten kommen die Stangen oben zusammen, und sind so mit den Häuten zugedeckt, daß sie keinen Ausweg für den Rauch lassen. Du bemerkst doch, daß es bei diesen nicht der Fall ist; es sind Hütten der Wacos, die allerdings mit den der Comanchen im Bunde stehen.“

Dies war auch wirklich der Fall. Obgleich die Stangen so gekrümmt waren, daß sie sich an der Spitze einander näherten, stießen sie doch nicht ganz zusammen, und es blieb ein offenes Loch zum Abzug des Rauches. Die Hütte war daher kein vollkommener Kegel, sondern nur ein Abschnitt desselben, und wich hierin von den Comanchen-Hütten ab.

„Die Waco's sind nicht feindlich gesinnt,“ bemerkte der Cibolero. „Ich glaube, daß wir Nichts von ihnen zu fürchten haben. Ohne Zweifel werden sie mit uns Handel treiben.“

„Aber wo sind sie?“ Diese Frage wurde dem Cibolero durch den Umstand entlockt, daß er kein lebendes Wesen, weder Mann, Weib, Kind, noch Thier

— in der Nähe der Hütten wahrnahm, und doch konnte es kein verlassenes Lager sein. Die Indianer würden solche Hütten nicht aufgegeben haben, wenigstens würden sie die schönen Felle, womit dieselben bedeckt waren, nicht zurückgelassen haben. Nein, die Eigenthümer mußten in der Nähe sein und befanden sich ohne Zweifel in den benachbarten Hügeln auf der Büffeljagd.

Der Cibolero hatte richtig gerathen. Während er und sein Begleiter noch dastanden, und auf das Lager hinabblickten, drang ein lautes Geschrei zu ihren Ohren, und im nächsten Moment sah man eine Schaar von mehreren hundert Reitern über eine Anschwellung der Prairie herankommen. Sie ritten langsam, aber ihre keuchenden und mit Schaum bedeckten Pferde bewiesen, daß sie vor Kurzem erst von einer schwereren Arbeit abgelassen hatten. Nach einiger Zeit zeigte sich eine zweite, noch zahlreichere Schaar hinter ihnen.

Es waren Pferde und Maulthiere, welche ungeheure braune Massen von Büffelfleisch, in die zottigen Felle verpackt, trugen.

Dieser Zug wurde von Weibern und Knaben geführt, und hinter ihm folgte eine Heerde von Hunden und kreischenden Kindern.

Da sie von der entgegengesetzten Richtung sich dem Lager näherten, wurden Carlos und sein Begleiter anfangs nicht bemerkt.

Die Indianer hatten die Hütten indessen noch lange nicht erreicht, als das scharfe Auge Eines von ihnen die beiden Köpfe über der Anhöhe wahrnahm. Es wurde ein warnender Ruf ausgestoßen, und augenblicklich waren sämmtliche abgestiegene Reiter wieder im Sattel und zum Kampfe bereit. Ein Paar von ihnen galoppirten nach dem Fleischzuge, welcher noch nicht im Lager angelangt war, während die Andern hin und her ritten und alle Spuren von Allarm blicken ließen.

Sie besorgten ohne Zweifel, daß sie die Panes, ihre Todfeinde, beschlichen hätten.

Carlos befreite sie bald von dieser Besorniß. Er spornte sein Pferd nach dem Gipfel des Hügels und stellte sich so auf, daß er den Indianern vollkommen sichtbar wurde. Einige Zeichen, die er zu machen verstand und das Wort „Amigo," welches er schrie, so laut er nur konnte, stellte ihr Vertrauen wieder her; dann ritt ein junger Bursche hervor und den Hügel hinauf. Als er in Hörweite angelangt war, machte er Halt, und ein Gespräch, welches theils durch Zeichen, theils durch einige spanische Worte geführt wurde, setzte ihn und Carlos in Stand, einander zu begreifen. Der Indianer galoppirte hierauf zurück, kam nach Kurzem wieder und lud den Cibolero und seinen Begleiter ein, in das Lager zu kommen.

Carlos nahm natürlicher Weise die Einladung an und nach wenigen Minuten verzehrten er und

Antonio frisches Büffelfleisch und plauderten freundschaftlich mit ihren neuen Wirthen.

Der Häuptling, ein hübscher Mann, welcher augenscheinlich im Besitz unbestrittener Gewalt war, wurde in seinem Benehmen gegen Carlos äußerst freundschaftlich, und freute sich sehr, als er vernahm, daß Letzterer einen Vorrath von Waaren bei sich habe. Er versprach, am nächsten Morgen sein Lager zu besuchen und seinem Stamme den Handel zu erlauben. Es waren, wie Carlos vermuthet hatte, Waco-Indianer — ein edles Geschlecht, und Einer der edelsten der Prairiestämme.

Carlos kehrte in bester Laune nach seinem Lager zurück. Jetzt konnte er seine Waaren gegen Maulthiere vertauschen. Der Häuptling hatte ihm dies zugesagt — und dies war der Hauptzweck seiner Reise gewesen.

Am folgenden Morgen kamen, dem Versprechen gemäß, die Indianer mit ihrem Häuptling herüber, und das kleine Thal, wo sich der Cibolero gelagert hatte, füllte sich mit Männern, Weibern und Kindern an. Die Päcke wurden geöffnet, die Waaren ausgebreitet, und der ganze Tag verging in ununterbrochenem Handel. Der Cibolero fand seine Kunden vollkommen ehrlich, und als die Nacht anbrach, und sich dieselben entfernten, besaß Carlos kein einziges Stück mehr von seinen Waaren. An ihrer Stelle aber sah man eine hübsche Mulada von nicht weniger

als dreißig Maulthieren in der kleinen Thalniederung angepflöckt stehen; sie waren jetzt das Eigenthum Carlos des Cibolero. Keine schlechte Anwendung seiner acht Onzas!

Er wußte, daß sie bei seiner Rückkehr eine gute Summe einbringen würden, aber außerdem hatte er auch noch die Absicht, Jedem von ihnen eine volle Ladung von Büffelhäuten oder Tasajo nach Hause tragen zu lassen.

Es war wirklich ein erfolgreicher Unternehmungszug; und er erging sich bereits in Träumen von zukünftigem Reichthum und der Hoffnung, daß er dereinst im Stande sein würde, rechtmäßige Ansprüche auf die Hand der schönen Catalina zu erheben.

Wenn er nur erst ein Rico wäre, dachte er, so würde vielleicht Don Ambrosio seine Bewerbung gut heißen. Jene Nacht war für Carlos den Cibolero eine Nacht des süßesten Schlafes und angenehmer Träume.

Dreizehntes Kapitel.

Am folgenden Tage betrieb er die Jagd mit erhöhtem Eifer. Er war jetzt mit unbeschränkten Transportmitteln versehen. Er brauchte nicht zu fürchten, daß er seine Häute oder sein Dörrfleisch würde im Stiche lassen müssen. Mit seinen eigenen Maulthieren besaß er deren jetzt fünfunddreißig, und diese Anzahl konnte, wenn man die drei Carretas noch dazu rechnete, eine prächtige Fracht vom Werth mehrerer hundert Dollars tragen.

Er hatte von den Indianern bereits eine Anzahl von zugerichteten Fellen erlangt, und für diese Alles hergegeben, was ein Indianer des Einhandelns für würdig erachtet; selbst die Knöpfe von seiner Jacke und denen seiner Leute, die Tressenbänder und glänzenden Schnallen ihrer Sombreros, — Alles, was sie glänzendes an sich trugen.

Natürlicher Weise waren ihre Waffen nicht mit in den Verkauf eingeschlossen. Die Waco's trugen auch kein Verlangen darnach. Sie hatten selbst ganz ähnliche, und konnten dieselben beliebig herstellen. Die lange, braune Büchse würden sie wohl gern gekauft haben, aber diese war ein Andenken, von dem sich Carlos nicht um zwanzig Maulthiere getrennt haben würde.

Die nächstfolgenden Paar Tage setzte der Cibolero seine Jagd fort. Er fand, daß die Büffel mit jeder Stunde aufgeregter und scheuer wurden. Ferner nahm er wahr, daß die „laufenden" Heerden von Norden kamen, während die Waco's im Süden seines Lagers jagten! Es konnten nicht die Letzteren sein, welche dieselben aufgescheucht hatten. Wer aber denn?

In der dritten Nacht nach seinem Handel mit den Indianern hatte sich Carlos mit seinen Leuten bereits zur Ruhe begeben. Antonio hielt die Wache bis um Mitternacht, und sollte zu dieser Stunde von einem der Peons abgelöst werden.

Antonio war äußerst schläfrig geworden. Der scharfe Ritt hinter den Büffeln her hatte ihn ermüdet, und er bemühte sich mit großer Anstrengung, die letzte halbe Stunde seiner Wache über die Augen offen zu halten, als plötzlich von der Mulada her ein Schnauben zu seinen Ohren drang.

Dies brachte ihn augenblicklich zu sich. Er legte das Ohr auf die Erde und horchte. Ein zweites

Schnauben kam lauter, als das Erste, von der Mulada — abermals eins — und noch eins — in schneller Reihenfolge.

„Was kann dies bedeuten? Coyotés? oder vielleicht ein Bär? Ich werde meinen Herrn wecken,“ sagte Antonio zu sich.

Der Halbblütige schlich sich leise neben Carlos und schüttelte den Schlafenden am Arme. Schon ein schwaches Schütteln war genug, denn der Cibolero befand sich augenblicklich auf den Füßen und hatte seine Büchse in der Hand. In Fällen der Gefahr, wie sie ein feindseliger Angriff von Indianern darbot, griff er stets zu dieser Waffe, und wendete seinen Bogen nur auf der Jagd an.

Nachdem zwischen Carlos und Antonio ein Paar Worte ausgetauscht waren, weckten sie die drei Peons, und alle fünf traten unter Waffen. Die kleine Schaar blieb hinter ihren Carretas, die so aufgestellt waren, daß sie einen kleinen dreieckigen Corral, oder wie wir sagen würden, eine Wagenburg bildeten. Die hohen Kästen derselben boten eine treffliche Schutzwehr gegen die Pfeile, und da sich in dem Lager kein Feuer befand, welches hätte Licht auf sie werfen können, so vermochte man sie von außen nicht zu sehen. Das Lager wurde ferner durch das dichte Laub der Maulbeerbäume beschattet und noch mehr verborgen, während die darin Befindlichen die freie Aussicht auf die Prairie vor ihnen hatten. Wären nicht die Baum=

gruppen gewesen, welche sich hier und da befanden, so hätten sie das ganze Terrain, Thal auf und abwärts, sowie die Seitenhänge übersehen können. Jene kleinen Haine konnten jedoch eine Menge von Feinden verbergen.

Die Jäger blieben stumm und lauschten aufmerksam. Einmal kam es ihnen vor, als ob sie eine dunkle Gestalt keine hundert Schritte von ihrer angepflöckten Mulada kriechen sähen. Das Licht war jedoch so ungewiß, daß kein Einziger von den Fünfen dessen sicher war. Was aber auch der Gegenstand sein mochte, so bewegte er sich sehr langsam, denn er schien in der Nähe derselben Stelle zu bleiben.

Carlos vermochte es endlich über sich, das Ding aufmerksamer und in größerer Nähe zu beobachten. Er schlich sich aus dem Corral und kroch, von Antonio gefolgt, darauf zu. Als die beiden dem dunkeln Gegenstande näher kamen, sahen sie deutlich, daß er sich bewegte.

„Es ist wirklich Etwas," flüsterte der Cibolero.

In diesem Momente schnaubten die Maulthiere abermals, und ein Paar von ihnen stampften den Boden, als ob sie erschreckt wären.

„Ich denke, es muß ein Bär sein," fuhr Carlos fort, „es sieht ganz so aus wie Einer. Er wird die Thiere stampeden — ein Schuß wird sie weniger schrecken.

Bei diesen Worten erhob er seine Büchse, zielte

so gut als es die Dunkelheit gestattete, drückte ab und feuerte.

Der Schuß schien alle Dämonen der Hölle heraufbeschworen zu haben. Hundert Stimmen stießen ein gleichzeitiges Geheul und Johlen aus. Die Hufe von hundert Pferden erschallten auf dem Rasen. Die Mulada setzte sich in Bewegung, indem die Maulthiere quikten und heftig ausschlugen, und im nächsten Momente hatten sie sämmtlich ihre Lariats zerrissen, und liefen im wüthenden Galopp aus dem Thale! Man sah, wie sich eine dunkle Bande von Reitern unter gellendem Geschrei hinter ihnen zusammenschaarte, und sie davon trieb, und ehe sich noch Carlos von seiner Ueberraschung erholen konnte, waren die Maulthiere, wie die Indianer, seinen Augen und Ohren entschwunden!

Von der ganzen Mulada war ihnen kein einziges Thier geblieben. Die Stelle, auf welcher er sie angepflöckt hatte, war vollkommen entblößt.

„Eine Estampeda!" sagte der Cibolero mit dumpfer Stimme.

„Meine armen Maulthiere — Alle fort, — kein Einziges geblieben! Fluch über die indianische Hinterlist!"

Carlos hegte nicht den geringsten Zweifel, daß die Räuber dieselben Wacos gewesen seien, von denen er die Maulthiere gekauft hatte. Er wußte, daß ein solcher Vorfall keineswegs etwas Neues war, — daß oftmals die Händler auf diese Weise beraubt werden,

und es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß sie zum zweiten Male die gerade auf diese Weise entführten Thiere denselben Indianern abkaufen, welche sie gestohlen haben!

„Fluch über indianische Hinterlist!" wiederholte er mit entrüstetem Nachdruck. „Es wundert mich nicht mehr, daß sie bei dem Tauschhandel so umgänglich und freigebig waren! Es war nur ein Kunstgriff der feigen Spitzbuben, um mir meine ganze Ladung abzunehmen, ohne es offen zu wagen. Carajo! ich bin verloren!"

Diese letzteren Worte stieß er in einem Tone aus, welcher eben soviel Zorn als Schmerz in sich schloß.

Der Cibolero befand sich wirklich in unangenehmer Lage. Alle seine Hoffnungen, die sich in letzterer Zeit so hoch gesteigert hatten, waren in einem einzigen Augenblick vernichtet. Sein ganzes Vermögen war ihm genommen — der Zweck seiner Unternehmung vereitelt, — seine lange gefahrvolle und mühselige Reise umsonst gemacht; er mußte mit leerer Hand, und ärmer, als er aufgebrochen war, zurückkehren, — denn seine fünf Packmaulthiere waren mit den übrigen fort. Nur die Ochsen und sein treues Roß, die an die Carretas gebunden gewesen waren, blieben ihm noch, diese reichten aber kaum hin, um die Mundvorräthe für ihn und seine Untergebenen auf der Heimreise zu transportiren, kein Cargo — kein einziger

Ballen Häute — kein „Bulta“ oder Maulthierladung Fleisch mehr, als zu ihrer eigenen Nahrung nöthig war.

Alle diese Gedanken durchzuckten den Geist des Cibolero in dem Zeitraume der wenigen Augenblicke, während welchen er dastand und den Räubern nachschaute. Er machte keinen Versuch ihnen zu folgen, denn das würde schlimmer als nutzlos gewesen sein. Auf seinem herrlichen Pferde hätte er sie einholen können, aber er würde dadurch Nichts gewonnen haben, als einen Tod auf den Spitzen ihrer Lanzen.

„Fluch über die indianische Hinterlist,“ wiederholte er nochmals, dann erhob er sich, ging nach den Corral zurück und gab Befehl, die Ochsen dicht heran zu ziehen und sicher an die Carretas zu befestigen. Eine zurückgebliebene Abtheilung der Wilden hätte vielleicht noch einen Ueberfall versuchen können, und da es unsicher gewesen sein würde, schlafen zu gehen, so blieb der Cibolero mit seinen vier Begleitern wach und munter, bis der Morgen heraufdämmerte.

Vierzehntes Kapitel.

Das war für Carlos eine Noche triste, eine Nacht voll schmerzlicher Betrachtungen. Seines Eigenthums beraubt, — mitten unter feindseligen Indianern, die sich jeden Augenblick anders besinnen, zurückkehren und ihn mit seinen Begleitern niedermetzeln konnten — viele hundert Meilen vom Hause, und überhaupt von jeder Niederlassung von Weißen entfernt, — eine große Wüste vor sich, die er durchreisen mußte — und als noch weiterer Entmuthigungsgrund, der Wegfall jedes Zweckes zur Heimreise, seit er sein ganzes Handelscapital eingebüßt hatte, — die Aussicht, bei der Rückkehr vielleicht noch ausgelacht zu werden, — ohne Erwartung einer Genugthuung oder Entschädigung, denn er wußte recht gut, daß seine Regierung keine Streitkräfte aussenden würde, um eine so geringe Person, wie er, zu rächen, — er

wußte, daß spanische Soldaten überhaupt nicht bis in diese Gegend vordringen konnten, selbst wenn sie den Willen dazu gehabt hätten; aber wie konnte er sich vorstellen; daß Vizcarra und Roblado um seinetwillen ihre Leute absenden würden? Nein, nein, es war keine Hoffnung auf Genugthuung vorhanden. Er war grausam beraubt worden, und wußte, daß er es ertragen müsse. Aber wie düster hatte sich für ihn die Zukunft gestaltet!

Sobald der Tag anbrach, wollte er nach dem Waco-Lager gehen, und den Indianern kühn ihre Verrätherei vorwerfen. Was konnte ihm dies jedoch nützen? Konnte er übrigens erwarten, daß er sie noch dort finden werde? Nein, aller Wahrscheinlichkeit nach befanden sie sich schon zu der Zeit, wo sie den Raub ausgesonnen hatten, auf dem Wege nach einer andern Gegend!

Im Laufe der Nacht drängte sich ihm zu wiederholten Malen eine phantastische Idee auf. Wenn er keine Entschädigung haben könne, so könne er vielleicht doch Rache erlangen. Es fehlte den Wacos nicht an Feinden. Mehrere Stämme des Grenzbezirks befanden sich mit ihnen im Kriege, und der Cibolero wußte, daß sie an den Panes einen mächtigen Feind hatten.

„Mein Schicksal ist bitter," dachte Carlos, „aber die Rache ist süß! Wie, wenn ich die Panes aufsuche, — ihnen meine Absicht mittheilte — ihnen meine Lanze, meinen Bogen und meine sichere Büchse

anböte? Ich bin nie mit den Panes zusammen getroffen, ich kenne sie nicht; aber ich bin kein Schwächling, und jetzt, wo ich Gründe zur Rache habe, werden sie meine Hilfe nicht verschmähen; meine Leute werden mir folgen, — ich weiß, daß sie es thun werden — wohin es auch sei, und obgleich sie zahme „Tagnos" sind, so können sie doch fechten, wenn sie zur Rache aufgespornt werden; ich will die Panes aufsuchen."

Der letztere Gedanke wurde halblaut, und mit einem Nachdruck, welcher Entschlossenheit verkündete, gesprochen. Der Cibolero war ein Mann, der sich schnell entschloß, und er hatte diesen Vorsatz wirklich gefaßt.

Man darf sich über seine Entrüstung nicht wundern, auf eine so grausame und feige Weise behandelt worden zu sein; — die schlechten Aussichten, welche er bei der Rückkehr in die Niederlassungen vor sich sah — sein natürlicher Wunsch, diejenigen zu bestrafen, die ihn in eine solche Verlegenheit versetzt hatten, — sowie die Hoffnung, die er immer noch hegte, wenigstens einen Theil des verlornen Eigenthums wieder zu erlangen, — vereinigten sich, um ihn zu diesem Entschluß zu bringen.

Er hatte ihn gefaßt und stand eben im Begriff, denselben seinen Begleitern mitzutheilen, als ihn Antonio der Halbblütige noch daran verhinderte.

„Herr!" sagte Antonio, der eine Zeit lang ver-

tieft mit seinen Gedanken beschäftigt gewesen zu sein schien, „habt Ihr nichts Sonderbares bemerkt?“

„Wenn, Antonio?“

„Während der Estampeda?“

„Was war Sonderbares dabei?“

„Nun, eine ziemliche Menge der Schufte, beinahe die Hälfte von ihnen, schienen zu Fuß zu sein.“

„Allerdings, das habe ich wahrgenommen.“

„Nun, Herr, ich habe mehr als einmal eine Cavallada von den Comanchen stampeden gesehen, aber sie waren stets dabei beritten.“

„Was kommt darauf an? Die hier waren Wacos und nicht Comanchen.“

„Sehr wahr, Herr, aber ich habe gehört, daß die Wacos gerade wie die Comanchen echte Pferde-Indianer seien, und nie ein Geschäft zu Fuß abmachen.“

„Das ist allerdings wahr,“ antwortete Carlos in nachdenklicher Stimmung, „ich muß gestehen, daß dies etwas Seltsames ist.“

„Aber, Herr,“ fuhr der Halbblütige fort, „habt Ihr während der Estampeda sonst nichts Sonderbares wahrgenommen?“

„Nein,“ antwortete Carlos „ich war so verstört, — so verzweifelt über meinen Verlust, daß ich fast gar Nichts wahrnahm. Was ist sonst geschehen, Antonio?“

„Nun, habt Ihr nicht mitten unter dem Geschrei

zuweilen ein durchdringendes Jauchzen und ein Pfeifen gehört?"

„Ha! hast Du das gehört?"

„Mehr als einmal, und zwar vollkommen deutlich!"

„Wo habe ich nur die Ohren gehabt?" fragte sich der Cibolero, „bist Du dessen gewiß, Antonio?"

„Vollkommen gewiß, Herr!"

Carlos blieb einen Augenblick stumm und beschäftigte sich augenscheinlich mit seinen Gedanken. Nach einer Pause sagte er wie halb zu sich selbst: „Es ist möglich — es muß es gewesen sein, — beim Himmel — das muß —"

„Was, Herr?"

„Das Pane-Pfeifen!"

„Das habe ich eben auch gedacht, Herr. Die Comanchen jauchzen nie auf diese Weise, und die Kiawa's ebenso wenig. Ich habe nie gehört, daß die Wacos ein solches Signal geben. Warum sollen es nicht Panes gewesen sein? Außerdem sieht es den Panes ganz ähnlich, da sie zu Fuß waren!"

In dem Herzen des Cibolero war ein plötzlicher Umschwung eingetreten. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß Antonio's Vermuthung die richtige gewesen sei. Das Pfeifen ist ein eigenthümliches Signal der Panes-Stämme. Ueberdies war der Umstand, daß sich so viele von Räubern zu Fuß befanden, eine weitere Eigenthümlichkeit, von der Carlos wußte, daß

die südlichen Indianer nie eine solche Taktik befolgen. Die Panes sind ebenfalls Pferde-Indianer, aber sie treten ihre Raubzüge nach dem Süden häufig zu Fuß an, indem sie sich darauf verlassen, daß sie beritten wieder zurückkehren werden, was auch fast stets geschieht.

Es ist am Ende doch möglich, dachte Carlos, daß ich den Wacos Unrecht gethan habe; sie hatten vielleicht das Panes-Pfeifen angenommen, um ihn zu täuschen! Es war wohl möglich, daß sich ein Theil von ihnen zu Fuß befand — die Entfernung bis zu ihrem Lager war nicht zu sehr groß, und übrigens hatten sie nach der Estampeda gerade jene Richtung eingeschlagen.

Ohne Zweifel würden sie, wenn er morgen dahin ging, die Antwort geben, daß sich Panes in der Gegend befänden, daß sie es seien, die seine Maulthiere gestohlen hätten — natürlicher Weise würde er die Maulthiere selbst nicht zu Gesicht bekommen und daher sicher sein, daß diese sicher im Gebüsch versteckt sein würden.

„Nein, Antonio," sagte er, nachdem er diese Betrachtungen angestellt hatte, „unsere Feinde sind die Waco's selbst."

„Ich will es nicht hoffen, Herr," antwortete Antonio.

„Ich ebenfalls nicht, Camerado. Ich hatte Diejenigen lieb gewonnen, die noch gestern unsere Freunde

waren. Es sollte mir leid thun, wenn ich fände, daß sie unsere Feinde sind; — aber ich fürchte, daß es sich so verhält."

Bei alledem war doch Carlos nicht ganz überzeugt, und bei weiterer Ueberlegung kam ihm doch ein Umstand in den Sinn, der den Wacos günstig war und den seine Gefährten ebenfalls wahrgenommen hatten.

Dieser Umstand war das Laufen der Büffel, welches man während der letzten Paar Tage bemerkt hatte. Die Heerden waren von Norden nach Süden gegangen, und ihr aufgeregtes Wesen war ein fast sicherer Beweis, daß sie von einer Jägerschaar bedrängt wurden. Die Wacos hatten die ganze Zeit über im Süden des Lagers des Cibolero gejagt! Dies schien anzuzeigen, daß sich andere Indianer im Norden befänden. Was konnte wahrscheinlicher sein, als daß dies eine Bande Panes war?

Carlos machte sich abermals wegen seines übereilten Verdachtes gegen seine neuen Freunde Vorwürfe. Sein Geist war von Zweifeln erfüllt. Vielleicht brachte ihm der morgende Tag darüber Gewißheit.

Er hatte beschlossen, sobald der Morgen grauen würde, nach dem Waco-Lager zu gehen, um sich selbst zu überzeugen, oder doch auf alle Fälle seine Erkundigungen offen anzustellen.

* *
*

Die ersten Strahlen des Tageslichtes waren kaum auf die Prairie gefallen, als das scharfe Auge des Halbblütigen, welcher die Gegend nach allen Seiten hin durchspähete, durch den Anblick von etwas Ungewöhnlichem auf dem Grase gefesselt wurde. Es lag in der Nähe der Stelle, wo die Mulada angepflöckt gewesen war. Es war ein dunkler Gegenstand in liegender Stellung. Konnte es Gebüsch oder Ginster sein? Nein, das war es nicht. Seine Umrisse waren von anderer Art; es glich eher einem liegenden Thiere — vielleicht einem großen Wolfe. Es war in der Nähe des Punktes, wo es ihnen vorgekommen war, als ob sie im Dunkeln Etwas gesehen hätten, und worauf Carlos gefeuert hatte.

Antonio lenkte die Aufmerksamkeit seines Herrn auf den Gegenstand, sowie er ihn wahrgenommen, und Beide blickten jetzt über den Kasten der Carreta hinweg, darauf hin und musterten ihn, so gut es die Morgendämmerung gestattete.

Als es heller wurde, sah man den Gegenstand mit jedem Momente deutlicher, und zugleich wuchs auch die Neugier Carlos und Antonio's. Sie hatten sich schon längst geneigt gefühlt, hinzugehen, um das Ding aufmerksamer zu besichtigen; aber sie waren von Besorgnissen eines zweiten Angriff's von den Indianern noch nicht ganz frei, und blieben daher vorsichtiger Weise in dem Corral.

Endlich konnten sie die Untersuchung jedoch nich

weiter hinausschieben. Sie hatten bereits Vermuthungen gefaßt, was der Gegenstand sein mochte, und Carlos und Antonio kletterten über die Carreta's und schritten auf ihn zu.

Als sie an Ort und Stelle ankamen, waren sie nicht besonders überrascht — denn sie hatten halb und halb so Etwas erwartet, als sie den Körper eines todten Indianers fanden!

Er lag platt und mit zur Erde gekehrtem Gesichte auf dem Grase, und bei näherer Besichtigung fand man eine Wunde, aus der viel Blut geflossen war, in der Seite des Todten. Es war das Zeichen einer Büchsenkugel. — Carlos hatte nicht vergeblich gefeuert.

Sie beugten sich nieder und wendeten den Körper auf den Rücken, um ihn näher zu untersuchen. Der Wilde befand sich in vollem Kriegscostüm — das heißt, er war bis an den Gürtel nackt und auf der Brust und im Gesicht so bemalt, daß er so furchtbar wie möglich aussah; aber Dasjenige, was in Carlos Augen als das Bedeutsamste erschien, war das Costüm seines Kopfes! Dieser war über den Schläfen und hinter den Ohren glatt rasirt, auf dem Scheitel war eine Stelle kurz abgeschoren, aber mitten auf dem Wirbel hatte man eine lange Locke stehen lassen, die mit Federn durchwoben und so geflochten war, daß sie wie ein Zopf über den Rücken hinabhing. Die nackten Schläfe waren mit Zinnober be=

strichen, und die Wangen und die Brust auf gleiche Weise bemalt. Diese grellfarbigen Stellen contrastirten mit der Leichenfarbe der Haut und vereinigten sich mit den blauen Lippen und den glanzlosen Augen, um der Leiche ein schauerliches Aussehen zu verleihen.

Nachdem Carlos einige Momente darauf geblickt hatte, wendete er sich mit einer Miene des Verständnisses zu seinem Begleiter, deutete auf den rasirten Kopf, sowie auf die Moccasin's an den Füßen des Indianers, und sprach mit einem Tone, welcher seine Freude über die Entdeckung verrieth, das einzige Wort: „Pane!“

Fünfzehntes Kapitel.

Der todte Indianer war ohne allen Zweifel ein Pane. Die Art, wie sein Haar geschoren war, der Zuschnitt seiner Moccasins und seine Kriegs-Bemalung setzten Carlos in Stand, dies zu behaupten.

Der Cibolero freute sich, daß es ein Pane war. Er hatte dazu mehr als einen Grund. Erstens war es ihm angenehm zu wissen, daß seine Waco-Freunde sich als treu erwiesen hatten, zweitens hatte er einen von den Räubern bestraft, und endlich verlieh ihm die Gewißheit, daß es Panes gewesen waren, einige Hoffnung, daß er mit Hilfe der Wacos doch noch einen Theil der gestohlenen Maulthiere zurückerhalten könne!

Dies war nicht unwahrscheinlich. Die Wacos und Panes waren, wie bereits erwähnt, Todfeinde, und sobald die Ersteren erfuhren, daß sich die Letzteren in der Gegend befänden, konnte Carlos mit Ge-

wißheit annehmen, daß sie dieselben verfolgen würden. Er wollte mit seiner kleinen Schaar an dieser Verfolgung Theil nehmen, und konnte für den Fall, daß die Panes besiegt wurden, seine Mulada wieder erlangen.

Es war daher sein erster Gedanke, nach dem Lager der Wacos hinüber zu galoppiren, die Indianer mit dem Umstande bekannt zu machen, daß die Panes sich auf dem Kriegspfade befanden, und sich sodann mit Ersteren zu vereinigen, um die Letzteren aufzusuchen.

In diesem Momente erinnerten sich sowohl er, als Antonio daran, daß die Panes selbst die Richtung nach dem Waco=Lager eingeschlagen hatten. Es war keine zwei Meilen entfernt — sie konnten es selbst in der finstersten Nacht kaum verfehlen! Wie, wenn sie die Wacos überfallen und bereits einen Angriff gemacht hätten!

Es war ganz wahrscheinlich — mehr als wahrscheinlich. Die Zeit und Stunde standen vollkommen im Einklang damit. Die Estampeda hatte sich vor Mitternacht ereignet; ohne Zweifel befanden sie sich nach dem Waco=Dorfe unterwegs! Sie hatten also noch vollkommen Zeit genug, um ihren Angriff zu der für solche Raubzüge gewöhnlichen Stunde, zwischen Mitternacht und Morgen, zu machen!

Carlos fürchtete, daß es zu spät sein werde, sie zu warnen. Seine Waco=Freunde konnten bereits

umgekommen sein! Auf alle Fälle beschloß er aber, sich sofort nach ihrem Lagerplatze zu begeben.

Er ließ Antonio und die Peons mit der Weisung, sein Lager zu bewachen und bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen, zurück, und ritt mit Büchse und Bogen bewaffnet fort. Es war immer noch graues Morgenlicht, aber er kannte den Pfad, welcher nach dem Waco-Dorfe führte, und folgte ihm ohne Mühe. Er ritt vorsichtig; er durchspähte mit seinen Blicken jede Baumgruppe, ehe er sich ihr näherte, und ließ sein Auge an allen Hügelkämmen hinschweifen.

Diese Vorsicht war nicht unnöthig. Die Panes konnten nicht weit entfernt sein. — Es war möglich, daß sie zwischen ihm und dem Waco-Lager im Hinterhalte waren, oder daß sie im Gebirge Halt gemacht hatten.

Der Cibolero hegte vor einem Zusammentreffen mit einem oder zweien von ihnen nur geringe Furcht. Er ritt ein Pferd, zu welchem er das vollste Vertrauen hatte, und er wußte, daß kein Pane ihn einholen könne, aber er konnte von einer Uebermacht umzingelt und abgeschnitten werden, ehe er im Stande war, die Waco-Hütten zu erreichen. Dies war der Grund, weshalb er sich mit so großer Vorsicht benahm.

Seine Ohren waren zu einem aufmerksamen Lau-

schen gespannt. Jeder Laut wurde wahrgenommen und erwogen. — Das Kaudern des wilden Truthahns auf den Aesten der Eiche, das Balzen des Haselhuhns auf einem trocknen Erdhügel, das Pfeifen der Damhirsche und das leise Bellen des Prairie-Murmelthieres waren für ihn wohlbekannte Töne, und wenn er einen davon vernahm, blieb er stehen und lauschte aufmerksam. Unter andern Umständen würde er dieselben nicht beachtet haben; er wußte aber, daß diese Töne nachgeahmt werden konnten, und spitzte das Ohr, um jede solche Nachahmung zu entdecken. Er konnte die Pane-Fährte der vergangenen Nacht unterscheiden; die zahlreichen Spuren auf dem Grase zeigten ihm, daß es eine starke Bande gewesen sein mußte. An der Furth eines Baches entdeckte Carlos die Spur von Moccasins im Sande. Es war also immer noch ein Theil der Schaar zu Fuß geblieben, wiewohl die gestohlene Mulada ohne Zweifel eine ziemliche Menge beritten gemacht hatte.

Carlos ritt mit größerer Vorsicht, als je, weiter. Er befand sich auf halbem Wege nach dem Waco-Dorfe, und die Pane-Fährte führte immer noch nach jener Richtung hin. Sie konnten sicherlich nicht vorüber gekommen sein, ohne es zu finden? Von so geübten Kriegern, wie die Panes, war dies nicht zu erwarten; sie mußten die Fährte der Wacos gesehen haben, welche nach dem eignen Lager des Cibolero führte, — sie mußten bald die Hütten entdeckt haben

— vielleicht hatten sie bereits ihren Angriff unternommen — vielleicht —

Die Betrachtungen des Cibolero wurden plötzlich unterbrochen. Ein ferner Schall drang zu seinen Ohren; — es waren Rufe und Schreie von furchtbarer Bedeutung — und hierzu kam noch das anhaltende Murmeln, welches aus der Vereinigung vieler Stimmen zu einem lauten, wirren Lärme entspringt. Dann und wann vernahm man ein Jauchzen oder einen Freudenruf oder ein durchdringendes Pfeifen, welches lauter als der gewöhnliche Lärm war, und seine Töne des Triumph's oder der Rache weit über die Ebene hin sendete.

Carlos kannte die Bedeutung dieses Geschreies, — es war der Lärm der Schlacht! — das Getöse eines furchtbaren, tödtlichen Kampfes! Es kam hinter dem Hügel hervor, welchen der Cibolero eben erstieg. Er gab seinem Pferde die Sporen, galoppirte nach dem Gipfel und blickte in das Thal hinab. Vor ihm wüthete der Kampf!

Er erhielt eine vollkommene Aussicht auf die Schreckensscene. Sechshundert braune Reiter jagten auf der Ebene umher, — die Einen sprengten mit eingelegten Lanzen auf einander los; — Andere schossen aus der Ferne ihre Pfeile ab, und noch Andere befanden sich dicht bei einander im Handgemenge mit dem furchtbaren Tomahawk! Einige attaquirten einander Gruppenweise mit ihren langen Speeren — ein

Theil hatte sich zur Flucht geschwenkt, und ein Anderer war dagegen abgestiegen und schlug sich zu Fuß! Manche hatten in den Baumgruppen Zuflucht gesucht und sprangen wieder heraus, wenn sie eine Gelegenheit absehen konnten, einen Pfeil zu entsenden, oder einen Feind mit der Lanze in den Rücken zu stoßen, und so nahm der blutige Kampf seinen Fortgang.

Kein Schuß war zu hören — weder Horn noch Trommel entsendeten ihre aufmunternden Töne. Keine Kanone ließ ihren Donner erschallen — keine Rakete flammte — kein Rauch verbreitete seine schwefligen Wolken über die Ebene; — aber selbst ohne dies Alles war es doch unmöglich, ihren Streit für ein Kampfspiel — für ein Turnier der Prairien — zu halten. Der wilde Kriegsruf und das noch wildere Pfeifen — das grimmige Einhauen — das wüthende Jauchzen beim Heranspringen — die Schreie des Triumph's und der Rache — die wiehernden Pferde, welche Reiterlos umherliefen — hier und da ein am Boden liegender Wilder, dessen Kopf, seines Scalp's beraubt, roth in der Sonne schimmerte — die vom Blute purpurn gefärbten Speere und Aexte — Alles legte von einem wirklichen tödtlichen Kampfe Beweis ab, und Carlos war keinen Augenblick über den Charakter dieses Schauspiels in Zweifel. Er sah einen indianischen Kampf vor sich — die Wacos und Panes waren in einem grimmigen Streite auf Leben und Tod begriffen!

Er verstand Alles dies auf den ersten Blick, und

nachdem er dem Gefechte eine Zeitlang zugesehen hatte, vermochte er die Krieger beider Stämme von einander zu unterscheiden. Die Panes, die sich in vollem Kriegscostüme befanden, waren leicht an ihren buschigen Scalplocken zu erkennen, während die Wacos, die ohne Zweifel überfallen worden waren, sich größtentheils in Jagdhemden und Hüftledern befanden. Einige waren jedoch eben so nackt, wie ihre Gegner, von denen sie aber leicht an ihrem vollen, wallenden Haar unterschieden werden konnten.

Der erste Impuls des Cibolero war, vorwärts zu galoppiren und sich in das Gefecht zu mischen, wobei er natürlich auf die Seite der Wacos zu treten beabsichtigte. Die Töne des Kampfes regten sein Blut auf; der Anblick der Räuber, die ihn vor so kurzer Zeit ruinirt hatten, machte ihn rachgierig. Viele saßen auf den Maulthieren, die sie ihm geraubt hatten, und Carlos war entschlossen, einige davon wieder zu erlangen.

Er war eben im Begriff, seinem Pferde die Sporen zu geben und vorwärts zu sprengen, als plötzlich im Kampfe eine Wendung einzutreten schien, die ihn bestimmte zu bleiben, wo er sich befand. Die Panes wichen!

Man sah, wie ein großer Theil von ihnen sich aus der Ebene zurückzog, zerstreute und die Flucht ergriff.

Als Carlos den Hügel hinabblickte, sah er, daß

drei Paneskrieger in vollem Laufe gegen die Stelle herankamen, wo er sich befand. Ein großer Theil der Bande kämpfte noch, oder war nach einer andern Gegend geflohen; aber diese hier waren von den Uebrigen abgeschnitten worden, und kamen im Galopp den Hügel herauf.

Der Cibolero hatte sein Pferd in ein Baumdickicht gezogen und wurde von ihnen nicht eher bemerkt, als bis sie sich dicht bei ihm befanden. In diesem Momente erschallte der Kriegsruf der Wacos gerade hinter ihm, und Carlos sah, daß zwei berittene Krieger von diesem Stamme verfolgt wurden. Die Fliehenden schauten zurück, und da sie nur zwei Gegner hinter sich hatten, wendeten sie sich wieder um und stellten sich zum Kampfe.

Beim ersten Anprall wurde Einer der Verfolgten getödtet, und der Andere, welchen Carlos jetzt als den Waco-Häuptling erkannte, blieb allein drei Angreifern gegenüber.

Der Peitschenähnliche Knall der Büchse des Cibolero durchzuckte die Luft und Einer der Panes sank aus dem Sattel. Die andern beiden, welche nicht wußten, von wo der Schuß gekommen war, setzten ihren Angriff gegen den Waco-Häuptling fort, der dicht zu ihnen heransprengte und Einen von ihnen mit dem Tomahawk den Schädel spaltete; er wurde jedoch von seinem Pferde schnell vorüber getragen, und ehe er noch dasselbe wenden konnte, stürmte ihm der

letzte Pane, der ein kräftiger Krieger war, nach und stieß dem Häuptling seinen langen Speer in den Rücken. Die Spitze drang vorn heraus, und der wackere Indianer fiel mit einem Todesschrei vom Pferde.

Aber sein Feind stürzte zu gleicher Zeit. Der Pfeil des Cibolero kam zu spät, um den Waco zu retten, jedoch nicht zu spät, um seinen Fall zu rächen. Er durchbohrte den Pane gerade in dem Momente, wo der Letztere seinen Stoß geführt hatte, und er fiel zugleich mit seinem Opfer zur Erde, ohne jedoch den Griff des Speeres loszulassen.

Eine furchtbare Gruppe lag todt auf dem Rasen; aber Carlos hielt sich nicht mit dem Betrachten derselben auf. Der Kampf wüthete immer noch auf einem andern Theile des Schlachtfeldes; er setzte seinem Pferde die Sporen ein, und galoppirte dorthin, um sich daran zu betheiligen.

Aber die Panes hatten bereits einen großen Theil ihrer besten Krieger verloren, und es bemächtigte sich ihrer ein allgemeiner Schrecken, der mit ihrer wilden Flucht endigte. Carlos setzte ihnen mit den siegreichen Verfolgern nach, und brachte von Zeit zu Zeit seine Büchse gegen die fliehenden Räuber zur Anwendung. Da er aber fürchtete, daß eine versprengte Abtheilung von ihnen sein eignes kleines Lager angreifen könnte, stand er von der weitern Verfolgung ab, und galoppirte darauf zu. Er fand bei seiner Ankunft Antonio und die Peons in ihren Corral verschanzt und sämmt-

lich wohlbehalten; allerdings waren einzelne Indianer wohl an ihnen vorbei gekommen, aber Alle schienen zu sehr eingeschüchtert zu sein, um den Angriff auf diese kleine Schaar zu wagen.

Sobald sich der Cibolero von diesen Umständen überzeugt hatte, schwenkte er sein Pferd und ritt wieder nach dem Schauplatze des Kampfes.

Sechzehntes Kapitel.

Als sich Carlos der Stelle näherte, wo der Häuptling erschlagen worden war, vernahm er eine von einer Menge Stimmen im Chor ausgestoßene Leichenklage.

Noch näher herangekommen, nahm er einen Kreis von abgestiegenen Kriegern wahr, welcher eine Leiche umstand; es war die des gefallenen Häuptlings. Andere von der Verfolgung Zurückgekehrte näherten sich ebenfalls dem Punkte und vereinigten im Herankommen ihre klagenden Stimmen mit denen der Uebrigen.

Der Cibolero stieg ab, und ging auf den Kreis zu. Einige betrachteten ihn mit überraschten Mienen, während Andere, welche wußten, daß er ihnen beim Kampfe geholfen hatten, zu ihm traten und seine Hand drückten. Ein alter Krieger nahm Carlos Arm unter den Seinen, führte ihn in den Kreis und deu=

tete schweigend auf die starren Gesichtszüge der Leiche, als ob er dem Cibolero die Nachricht mittheilen wolle, daß ihr Häuptling todt sei.

Weder er, noch sonst einer von den Kriegern wußte, welche Rolle Carlos bei der Sache gespielt hatte. Kein noch am Leben befindlicher Mensch war von dem Kampfe Zeuge gewesen, worin der Häuptling gefallen war. Die Stelle war von hohem Gebüsch umgeben, welches den übrigen Theil des Kampfplatzes verbarg; und zu der Zeit, wo dieses Scharmützel stattfand, hatte das Gefecht in einer andern Gegend gewüthet. Der alte Krieger glaubte daher Carlos eine Neuigkeit mitzutheilen und Letzterer blieb stumm. Den Kriegern war jedoch irgend Etwas ein Räthsel, und Carlos ersah dies aus ihrem Benehmen.

Fünf Indianer lagen todt auf dem Boden, ohne scalpirt zu sein. Dies war das Räthsel. Es waren die drei Panes und der Häuptling mit dem andern Waco. Sie konnten einander nicht zu gleicher Zeit getödtet haben und sämmtlich auf der Stelle gefallen sein. Dies war nicht wahrscheinlich. Der Waco und Einer von den Panes lagen eine Strecke weit von einander entfernt, die Uebrigen drei befanden sich dicht beisammen, gerade wie sie gefallen waren, der Häuptling von des Panes Speer durchbohrt und sein Mörder hinter ihm, noch immer die Waffe in der Hand! Der rothe Tomahawk befand sich fest gepackt noch in den Händen des Häuptlings, und der gespaltene Schä-

del des zweiten Pane verkündete, wo er zuletzt niedergefallen war.

Bis hieher vermochten die Indianer sich das Schauspiel zu erklären, aber hierin lag das Räthsel nicht. Wer hatte den erschlagen, von welchem ihr Häuptling getödtet worden war? Das war das Räthsel. Irgend Jemand mußte den blutigen Kampf, worin fünf Krieger zusammen gestorben waren, überlebt haben!

Wäre es ein Pane gewesen, so würde er sich sicherlich nicht entfernt haben, ohne die große Trophäe mitzunehmen, die ihn auf lebenslang berühmt gemacht hätte — den Scalp des Waco-Häuptlings. — War es ein Waco gewesen, so erhob sich die Frage, wo und wer er sei?

Diese Frage ging von einer Lippe zur andern. Es fand sich Niemand, der sie beantwortete. Aber man erwartete noch die Rückkehr einiger Krieger von der Verfolgung; und die Erkundigung wurde aufgeschoben, während man wieder die Leichenklage um den gefallenen Häuptling erhob.

Endlich waren sämmtliche Tapfere angelangt und umstanden die Leiche im Kreis. Einer von den Kriegern trat in die Mitte vor und gab deutlich durch Zeichen zu verstehen, daß er gehört zu werden wünsche. Es trat eine lautlose Stille ein, und der Krieger begann:

„Wacos! Unsre Herzen sind betrübt und doch

sollten sie sich freuen. Mitten im Siege hat uns ein großes Unglück betroffen, wir haben unsern Vater — unsern Bruder — verloren! Unser großer Häuptling — er, den wir Alle liebten — ist gefallen. Mitten in der Stunde des Triumph's, wo seine starke rechte Hand seinen Feind auf dem Schlachtfelde niedergehauen hatte — gerade in diesem Augenblicke ist er gefallen!

„Die Herzen seiner Krieger sind betrübt — die Herzen seines Volks werden lange traurig sein!

„Wacos! unser Häuptling ist nicht ungerächt gefallen. Der ihn erschlagen hat, liegt, vom tödtlichen Pfeile durchbohrt, in seinem Blute zu seinen Füßen. Wer von Euch hat dies gethan?"

Hier hielt der Redner einen Augenblick inne, als ob er auf Antwort warte. Es wurde jedoch keine gegeben.

„Wacos!" fuhr er fort, „unser geliebter Anführer ist gefallen und unsre Herzen sind betrübt! Aber es erfreut uns, zu wissen, daß sein Tod gerächt worden ist. Hier liegt sein Mörder, und er trägt immer noch seinen verhaßten Scalp. Welcher tapfere Krieger nimmt die Trophäe in Anspruch? Er möge hervortreten und sie nehmen!"

Hier erfolgte wieder eine Pause. Aber die Aufforderung wurde von keiner Stimme und durch keine Bewegung beantwortet.

Der Cibolero war eben so stumm, wie die Uebri-

gen. Er verstand nicht, was der Redner gesagt hatte, da derselbe seine Rede in der Waco-Sprache hielt, und Carlos dieselbe nicht kannte. Er vermuthete zwar, daß sie sich auf den gefallenen Häuptling und seine Feinde beziehe, aber der genaue Sinn war ihm unbekannt.

„Brüder!" fuhr der Redner wieder fort, „tapfere Männer sind bescheiden und schweigen von ihren Thaten. Nur ein tapferer Krieger kann dies gethan haben; wir wissen, daß dies ein tapferer Krieger eingestehen wird, er möge ohne Furcht sprechen. Die Wacos werden sich im Kriege dankbar erweisen dem, welcher den Tod ihres geliebten Anführers gerächt hat!"

Noch immer wurde das Schweigen nur von der Stimme des Redners gebrochen.

„Brüder, Krieger!" fuhr er, die Stimme erhebend, mit eindringlichem Tone fort, „ich habe gesagt, daß die Wacos sich für diese That dankbar erweisen werden; ich habe einen Vorschlag zu machen. Schenkt mir Gehör!"

Alle Anwesende gaben durch Geberden ihre Zustimmung zu erkennen.

„Es ist bei uns Gebrauch," fuhr der Redner fort, „unsern Häuptling unter den Tapfern aus unserm Stamme zu erwählen. Ich schlage vor, daß wir ihn jetzt erwählen, und *hier*, hier auf dem blutigen Schlachtfelde, wo sein Vorgänger gefallen ist. *Ich schlage vor, daß der Krieger, welcher*

diese That verrichtet hat, zu unserm Anführer erwählt werde." Und der Redner deutete auf die gefallenen Panes.

„Ich gebe meine Stimme demjenigen, welcher unsern Häuptling gerächt hat!" rief Einer.

„Und ich die meine!" sprach ein Zweiter.

„Und wir die unsern!" riefen sämmtliche Krieger.

„Nun, so sei es feierlich verkündet," sagte der Redner, „daß Derjenige, welchem diese Trophäe gehört," und hierbei deutete er auf den Scalp des Panes — „der Häuptling der Waco-Nation sein soll."

„Wir verkünden es feierlich!" riefen sämmtliche im Kreise befindlichen Krieger, indem Jeder die Hand auf sein Herz legte.

„Genug!" sagte der Redner, „wer ist der Häuptling der Waco-Krieger? Er mag es auf der Stelle erklären."

Eine Todtenstille war die einzige Antwort. Jedes Auge war damit beschäftigt, die Gesichter der Uebrigen im Kreise zu erforschen. Aller Herzen klopften ihrem neuen Häuptling entgegen.

Carlos, der von der ihm zugedachten Ehre nicht das Geringste ahnete, stand ein wenig abseits und beobachtete die Bewegungen seiner braunen Gefährten mit Interesse. Er hatte nicht die geringste Idee von der Frage, die gestellt worden war. Ein in seiner Nähe stehender Krieger, welcher spanisch sprach, setzte ihm jedoch den Gegenstand der Frage auseinander,

und er wollte eben bescheiden seinen Antheil an der Sache zu erkennen geben, als einer von den Tapfern im Kreise ausrief:

„Warum sollen wir uns noch länger dem Zweifel hingeben? Wenn die Bescheidenheit dem Krieger die Zunge fesselt, so möge seine Waffe sprechen! Seht, dieser Pfeil steckt noch im Leibe unseres Feindes; vielleicht wird er seinen Eigenthümer verrathen, — es ist ein gezeichneter!“

„Das ist wahr!“ rief der Redner, „wir wollen den Pfeil befragen!“

Und er trat vor, zog den Pfeil aus dem Körper des Panes und hielt ihn empor.

In dem Momente, wo die Augen der Krieger auf die mit einem Widerhaken versehene Spitze fielen, entschlüpfte ihren Lippen ein Ausruf des Erstaunens. Die Spitze bestand aus E i s e n. Kein Waco hatte je eine solche Waffe geführt!

Aller Augen hefteten sich mit fragendem und bewunderndem Blicke sofort auf Carlos den Cibolero; Alle fühlten, daß der Todespfeil von seinem Bogen abgeschossen sein müsse, und sie waren davon umsomehr überzeugt, als einer der Krieger gefunden hatte, daß der dritte Pane durch eine Büchsenkugel getödtet worden war, und der Menge zu gleicher Zeit diesen Umstand mittheilte.

Ja, es mußte so sein, das bleiche Gesicht war der Rächer ihres Häuptlings!

Siebzehntes Kapitel.

Carlos, dem jetzt die Natur ihrer Fragen klar geworden war, trat nun vor, und berichtete in bescheidenen Worten durch den Dolmetscher, auf welche Weise der Häuptling gefallen war, und welche Rolle er selbst bei dem Kampfe gespielt hatte.

Ein Laut, wie Beifallsgemurmel, erstieg im Kreise. Der Krieger und die feurigen jungen Männer stürmten auf Carlos zu, erfaßten seine Hand und erschöpften sich in Ausdrücken der Dankbarkeit. Die Meisten von den Kriegern wußten bereits, daß sie ihm ihre Rettung verdankten. Der Knall seiner in der Nacht abgefeuerten Büchse hatte sie auf ihre Huth gebracht und die Panes verhindert, sie in ihrem Lager zu überfallen; sonst würde die Geschichte des Tages eine ganz andere geworden sein. In der That waren die Panes durch das Vernehmen gerade dieses Signal's selbst über=

rascht worden, und dies war der eigentliche Grund ihrer blutigen Niederlage und Flucht.

Als die Wacos sahen, daß der Cibolero ihnen nicht nur diesen Dienst erwiesen, sondern auch auf ihrer Seite gekämpft und mehrere ihrer Feinde getödtet hatte, erfüllten sich ihre Herzen mit Dankbarkeit. Aber jetzt, wo es bekannt wurde, daß der bleichgesichtige Krieger der Rächer ihres geliebten Häuptlings war, schwoll ihre Dankbarkeit zum Enthusiasmus an, und man hörte einige Minuten lang Nichts, als ihre lauten Betheurungen derselben.

Nachdem sich die Aufregung einigermaßen gelegt hatte, trat der Krieger, welcher der anerkannte Redner des Tages zu sein schien und der mit großer Ehrerbietung betrachtet wurde, abermals vor, um zu sprechen. Diesmal war seine Rede an Carlos allein gerichtet.

„Wackrer Krieger! Ich habe mit den Tapfern unserer Nation gesprochen. Sie Alle fühlen, daß sie Dir eine tiefe Dankbarkeit schuldig sind, welche durch keine Worte ausgedrückt werden kann. Der Ausgang unserer letztern Berathung ist Dir erklärt worden. Wir haben auf dieser Stelle hier gelobt, daß der Rächer Desjenigen, welcher kalt vor uns liegt, unser künftiger Anführer sein soll. Wir dachten damals nicht, daß dieser tapfere Krieger unser weißer Bruder war, aber jetzt wissen wir es, und sollen wir deshalb unserm Gelübde — unserem gegebenen Worte — untreu

werden? Nein! selbst in Gedanken nicht, und wir wiederholen diesen Schwur mit gleicher Feierlichkeit von Neuem."

„Wir wiederholen ihn hier!" erschallte es im Kreise der Krieger, während Jeder ernst die Hand auf sein Herz legte.

„Weißer Krieger!" fuhr der Redner fort, „unser Versprechen bleibt uns heilig. Die Ehre, die wir Dir anbieten, ist die größte, welche wir verleihen können. Sie ist stets nur von einem echten Krieger des Waco-Stammes bekleidet worden, denn kein kraftloser Nachkomme, selbst des geliebtesten Häuptlings, hat je die Tapferen unserer Nation beherrscht. Wir haben keine Furcht, indem wir Dir diese Ehre anbieten. Es würde uns freuen, wenn Du sie annähmest. Wir würden stolz sein, einen weißen Häuptling zu besitzen, wenn dieser Häuptling ein Krieger ist, wie Du! Wir kennen Dich besser, als Du meinst! Wir haben durch unsre Verbündeten, die Comanchen, von Dir gehört! — Wir kennen Carlos den Cibolero!

„Wir wissen, daß Du ein großer Krieger bist, und ebenso gut ist es uns bekannt, daß Du in Deinem Vaterlande und unter Deinem Volke Nichts bist. Entschuldige die Freiheit unsrer Rede, aber sprechen wir nicht die Wahrheit? Wir verachten Dein Volk, welches nur aus Tyrannen und Sclaven besteht; alle diese Dinge und von Dir noch viel mehr haben uns unsre Brüder, die Comanchen, erzählt. Wir wissen

also, wer Du bist. Wir kannten Dich, als Du zu uns kamst, und waren erfreut, Dich zu sehen; wir haben mit Dir Handel getrieben, als mit einem Freunde.

„Jetzt begrüßen wir Dich als unsern Bruder, und sagen Dir — wenn Du keine Bande hast, die Dich an Deine undankbare Nation knüpfen, so können wir Dir eine anbieten, die nicht undankbar sein wird. Bleibe bei uns, — sei unser Häuptling!"

Als der Redner schloß, waren seine letzten Worte wie ein Echo von Lippe zu Lippe getragen, bis sie die Runde im Kreise der Krieger gemacht hatten, und dann erfolgte lautlose Stille.

Carlos war so überrascht, daß er in den ersten Momenten keine Antwort zu geben vermochte. Sein Erstaunen wurde nicht nur durch den merkwürdigen Vorschlag, der ihm auf so merkwürdige Weise gemacht worden war, erregt, sondern auch durch die Bekanntschaft mit seinen Umständen, welche der Redner verrieth. Allerdings hatte er viel mit den Comanchen gehandelt, und befand sich in freundschaftlichem Vernehmen mit diesem Stamme, von welchem sogar Einige in Friedenszeiten die Niederlassung von Ildefonso besucht hatten. Es kam ihm aber seltsam vor, daß die Wilden die Thatsachen — denn eine Thatsache war es — bemerkt hatten, daß er unter seinem Volke gewissermaßen ein Ausgestoßener war. In jenem Moment hatte er aber keine Zeit,

über die Merkwürdigkeit der Umstände nachzudenken, denn die Krieger warteten auf seine Antwort.

Er wußte kaum, welche Entgegnung er machen sollte. Er war ein hoffnungslos Ausgestoßener, und der Vorschlag schien ihm im ersten Moment der Annahme würdig zu sein. Daheim war er nur um wenig besser, als ein Sclave — hier wäre er ein Herrscher, das erwählte Oberhaupt Aller, geworden.

Obgleich die Wacos den Namen Wilde führten, waren sie doch Kriegsmänner von Herz und menschlichen Gefühlen; er hatte jetzt die Beweise vor sich. Seine Mutter und Schwester würden gern sein Schicksal getheilt haben, aber Catalina — ha, der eine Gedanke bestimmte ihn; — er besann sich nicht weiter.

„Hochherzige Krieger," antwortete er, „ich fühle von ganzem Herzen, welche Ehre Ihr mir übertragen wollt. Ich wollte, daß ich Euch durch Worte beweisen könnte, wie sehr ich Euch danke. Aber ich vermag es nicht. Meine Worte sollen daher kurz und aufrichtig sein. Es ist wahr, daß ich in meinem Lande nicht geehrt werde. — Ich bin Einer von den Aermsten seines Volkes. Aber es gibt ein Band, welches mich daran fesselt — ein Band des Herzens, welches mich zur Rückkehr auffordert. Wacos, ich habe gesprochen!"

„Genug," sagte der Redner, „genug, tapferer Fremdling! Es steht uns nicht zu, nach den Beweggründen zu fragen, welche Deine Handlungen leiten.

Wenn Du nicht unser Anführer sein willst, so wirst Du doch unser Freund bleiben! Es steht uns noch ein Weg offen, — wenn auch nur ein armseliger — um Dir unsere Dankbarkeit zu beweisen. Du hast durch unsere Feinde gelitten, Du hast Dein Eigenthum verloren, aber dies ist wiedererlangt worden, und wird Dir zurückgestellt werden.

Ueberdies bitten wir Dich aber, einige Tage lang bei uns zu verweilen und unser Gast zu sein. Nicht wahr, Du wirst bei uns bleiben?"

Die Einladung wurde schnell von Allen wiederholt, und ebenso schnell angenommen.

* *
*

Etwa acht Tage nach dieser Zeit sah man einen beinahe fünfzig Stück starken Atajo von Packmaulthieren, welcher mit Büffelhäuten und Tasajo beladen war, langsam das östliche Ceja der Llano Estacado hinaufsteigen, und eine nordwestliche Richtung über jene Wüste einschlagen. Der Arriero, welcher auf der Mulera, oder dem Leitmaulthiere saß, war ein halbblütiger Indianer. Drei von Ochsen gezogene und braunen Peons getriebene Carretas folgten. Die Maulthiere machten Lärm genug, um selbst die Cayotes einzuschüchtern, welche hinter ihnen durch die Mezquite schlichen. Voraus ritt ein feuriger Reiter auf einem schönen Rappen, und derselbe wendete sich häufig im Sattel um, und schaute mit zufriedenen Bli-

cken auf den schönen Atajo zurück. Dieser Reiter war Carlos.

Die Wacos hatten nicht vergessen freigebig zu sein. Jener Maulthierzug und jene schweren Päcke waren das Geschenk des Stammes an den Rächer seines Häuptlings; dies war aber noch nicht Alles. In der Brusttasche des Cibolero befand sich eine Börse, die mit einem köstlichen Stoffe gefüllt war. Ebenfalls ein Geschenk der Waco's, die zahlreich versprochen hatten, daß ihr Gast dereinst noch mehr von dem gleichen Material haben solle. Was enthielt diese Börse? Münzen? Geld? Juwelen? — Sie enthielt nur Staub, aber dieser Staub war gelb und glänzend. — Es war Gold.

Achtzehntes Kapitel.

Am zweiten Tage nach der Fiesta hatte sich im Präsidio eine kleine Gesellschaft zum Diner versammelt. Es waren nur einige unverheirathete Freunde des Commandanten — die schönen Geister des Ortes, mit Einschluß des modischen Echevarria. Unter ihnen befanden sich der Cura und die beiden Missions-Padrés, welche sich auf nicht mönchische Weise den Tafelfreuden hingaben.

Die Gesellschaft hatte die zahlreichen Gerichte eines mexicanischen Gastmahles verzehrt — „die Pucheros, Guisados oder Ragout's und die endlosen Gemische von Chilé" — und das Diner befand sich an dem Punkte, wo das Tischtuch hinweggenommen ist und der Wein in Strömen fließt. Canario und Xeres, Pedro de Ximenes, Madeira und Bordeaux in Flaschen von verschiedenen Formen standen auf dem

Tische, und für Diejenigen, welche ein stärkeres Getränk liebten, gab es eine Flasche mit goldenen catalonischen Branntwein, und eine mit Maraschino. Der Commandant besaß einen gut versorgten Keller. Außerdem, daß er militairischer Gouverneur war, versah er auch, wie bereits angedeutet, die Stelle eines Einnehmers der Derechos de consume, oder Zölle. Er empfing daher häufig kleine Geschenke, die dann und wann aus einem Korbe Champagner, oder einem Dutzend Bordeaux bestanden.

Seine Gesellschaft war des süßen Weines voll. Der Cura hatte seine Heiligkeit bei Seite geworfen und war ein Mensch geworden, wie die Uebrigen. Die Padrés hatten ihre Sacktuch-Kutten und Rosenkränze vergessen, und der Aeltere von ihnen, Padré Joaquin, unterhielt die Tischgäste mit saftigen Abenteuern, die ihm zugestoßen waren, ehe er Mönch wurde. Echevarria erzählte Anecdoten von Paris, unter denen sich eine Menge von Erlebnissen mit den Grisetten befanden.

Die spanischen Officiere waren als Gastgeber natürlicher Weise am wenigsten gesprächig, wiewohl der Commandant, der noch eben so eitel war, wie ein junger Subaltern-Officier, der seine Epauletten zum ersten Male trägt, sich nicht enthalten konnte, gelegentlich eine Anspielung auf seine endlose Liste von Eroberungen unter den schönen Sevillanas zu machen. Er war lange in der Stadt der Orangen stationirt gewesen, und la grazia Andalusiana bildete fort-

während einen Gegenstand seiner bewundernden Bemerkungen.

Roblado glaubte an die Schönheiten der Havannah, und verbreitete sich über die runde, materielle Schönheit, welche die Quadronen charakterisirt, während der Lieutenant seinen Geschmack an den kleinfüßigen „Guadalaxarennas" zu erkennen gab — nicht denen von Alt-Spanien, sondern denen der reichen, mexicanischen Provinz Guadalaxara. Er hatte dort im Quartiere gelegen.

In dieser Weise handelte das leichtfertige Gespräch von den Frauen. Die Anwesenheit der drei Geistlichen legte den Scherzen keinen Zügel an, im Gegentheil, die beiden Padrés sowohl, wie der Cura, prahlten mit einer eben so ehernen Stirne und eben so schlechten Reden, wie die Uebrigen, von ihren Liaisons. Denn die Padrés wie der Cura waren ebenso entartet, wie ihre anderen Tischgenossen. Die geringe Zurückhaltung, welche sie bei gewöhnlichen Anlässen vielleicht bewiesen haben würden, war nach den ersten Paar Gläsern verschwunden, und Keiner von ihnen fürchtete die Gesellschaft, welche ihrerseits eben so wenig Furcht vor ihnen hatte.

Das Affectiren der Frömmigkeit und Selbstverleugnung war nur für die einfältigen Poblanos und die noch einfältigeren Peons der Niederlassung bestimmt. Bei Tische wurde sie zuweilen von dem Einen oder Anderen wieder hervorgesucht, aber nur zum

Scherz, um der Erzählung irgend eines Abenteuers eine Pointe oder etwas Piquantes zu verleihen. Mitten in der Unterhaltung, welche ziemlich allgemein und vertraut geworden war, wurde ein Name ausgesprochen, welcher das Eintreten einer momentanen Stille veranlaßte. Dieser Name war „Carlos der Cibolero."

Bei der Erwähnung des Namens veränderte sich der Ausdruck mehr als eines Gesichtes. Roblado runzelte die Stirn, auf den Zügen Vizcarra's zeichnete sich ein Gemisch von verschiedenartigen Bewegungen, und die beiden Padrés und der Cura schienen die Person von einer ungünstigen Seite zu kennen.

Derjenige, welcher ihn erwähnt hatte, war der Stutzer Echevarria.

„Bei der Ehre eines Cavallero! Das unverschämteste Benehmen, welches ich in meinem Leben gesehen habe; in dem republikanischen Paris kommt so Etwas nicht vor! Ein Kerl — ein verdammter Krämer mit Häuten und Tasajo — kurz, ein verdammter Büffelschlächter — sich so hoch zu versteigen — Parbleu!"

Obgleich Echevarria's Muttersprache die spanische war, so fluchte er doch stets auf Französisch; es klang gebildeter.

„Unverschämt — unerträglich!" riefen mehrere Stimmen.

„Ich denke aber doch nicht, daß die Dame darüber besonders erzürnt gewesen wäre," bemerkte ein

gerader, junger Bursche, der ziemlich am unteren Ende des Tisches saß.

Ein ganzer Chor von Stimmen sprach von dieser Meinung abweichende Ansichten aus. Am lautesten war Roblado.

„Don Ramon Diaz," sagte er zu dem jungen Burschen, „Ihr habt sicherlich bei diesem Anlaß nicht sehr genau aufgepaßt. Ich, der ich mich neben der Dame befand, weiß, daß sie von Ekel und Widerwillen erfüllt war (dies war eine Lüge, und Roblado wußte es), und ihr Vater —"

„Ach ja, ihr Vater!" rief Don Ramon lächelnd, „daß der wüthend war, konnte Jeder sehen."

„Das war natürlich genug! Ha, ha!"

„Aber wer ist der Bursche?" fragt Einer.

„Ein ausgezeichneter Reiter," antwortete Don Ramon. „Der Commandant wird dies zugestehen!" Und der freimüthige Redner blickte Vizcarra mit einem Lächeln des Verständnisses an. Derselbe runzelte bei der Bemerkung die Stirn.

„Ihr habt ein hübsches Sümmchen verloren, nicht wahr?" fragte der Cura Vizcarra.

„Nicht an ihn," antwortete der Commandant, „sondern an den gemeinen Kerl, der sein Freund zu sein scheint. Das Schlimmste bei den Wetten mit dergleichen Leuten ist das, daß man keine Aussicht hat, ein ander Mal Revanche zu nehmen. Man kann nicht auf die gewöhnliche Weise mit ihnen zusammentreffen."

„Aber wer ist der Bursche?" fragte wieder ein Anderer.

„Wer? Nun, ein Cibolero, das ist Alles!"

„Sehr wahr, aber hat er nicht eine ganz besondere Geschichte? Er ist ein Guero (ein Blondling), und das ist für einen Mexicaner sonderbar! Ist er ein Criollo? Er könnte wohl ein Biscayer sein."

„Weder das Eine, noch das Andere. Man sagt, daß er ein Amerikano sei."

„Ein Amerikano!"

„Nicht gerade das — sein Vater war einer. Aber der Padré hier kann die ganze Geschichte erzählen."

Der auf diese Weise aufgeforderte Priester unterhielt die Gesellschaft mit einigen Umständen aus der Geschichte des Cibolero. Man vermuthete, daß sein Vater ein Amerikano gewesen sei, der auf räthselhafte Weise den Weg nach dem Thale gefunden und sich vor langer Zeit darin niedergelassen habe. Dergleichen Fälle kommen in den Niederlassungen von Neu-Mexico nur selten vor; aber noch seltner war es, wenn, wer in diesem Falle, der Amerikano von einer Amerikana begleitet war — der Mutter von Carlos, und derselben alten Frau, welche an dem Johannistage so große Aufmerksamkeit erregt hatte. Alle Anstrengungen der Padrés, die eine oder andere dieser Personen zu Christen zu machen, waren vergeblich gewesen. Der alte Trapper — denn das war sein Beruf — starb, wie er gelebt hatte — als gotteslästernder Ketzer, und

man glaubte in der Niederlassung allgemein, daß seine Wittwe mit dem Teufel in Verkehr stehe. Alles dies war für die Kirche ein Skandal, und die Padrés würden die Guero-Familie schon längst aus dem Thale vertrieben haben, wenn sie nicht aus irgend einem Grunde von dem alten Commandanten — dem Vorgänger Vizcarra's — beschützt, und die eifrigen Priester in ihren guten Absichten verhindert worden wären.

„Aber, Caballeros!" sagte der Padré, mit einem Blick auf Vizcarra — „dergleichen Ketzer sind gefährliche Bürger, in ihnen liegen die Samenkörner der Revolution und der socialen Unruhe, und wenn der Guero zu Hause ist, so sieht man ihn nur in Gesellschaft von Solchen, die wir nicht aufmerksam genug beobachten können. Er ist mit einigen von den verdächtigen Tagnos zusammen gesehen worden, und mehrere von ihnen befinden sich in seinem Dienste."

„Ha! Wirklich mit ihnen!" riefen Mehrere. „Das ist ein gefährlicher Bursche! — Man muß ihm aufpassen!"

Jetzt wurde die Schwester des Cibolero zum Gegenstand der Unterhaltung, und da mehr oder weniger schmeichelhafte Bemerkungen über ihre Schönheit gemacht wurden, so wechselte der Ausdruck auf dem Gesichte Vizcarra's fortwährend. Der Schurke nahm an der Unterhaltung größeres Interesse, als seine Gäste ahneten, und er hatte seinen Plan bereits entworfen. Seine Helfershelfer waren eben in jenem Augen-

blicke mit der Ausführung seiner schändlichen Absichten beschäftigt.

Der Uebergang von der Schwester des Cibolero auf die übrigen Schönheiten des Ortes und auf die Frauen im Allgemeinen war ein natürlicher, und die Gesellschaft gerieth bald wieder in das ursprüngliche Geleis der Gespräche, welche unter dem Einfluß einer neuen Zufuhr von Wein „saftiger" als je wurden.

Die Scene endete damit, daß mehrere der Gesellschaft „Boracho" wurden, und da die Nacht bereits weit vorgerückt war, verabschiedeten sich die Gäste, von denen Einige nach Hause geführt werden mußten. Der Cura und die Padrés waren „betrunken wie Edelleute" und es wurde Jeder von einem Soldaten geführt. Dies war für sie aber nichts Neues!

Neunzehntes Kapitel.

Der Commandant blieb mit seinem Freunde Roblado im Zimmer und setzte das Gespräch bei einem frischen Glas und einer Cigarre fort.

„Denkt Ihr denn wirklich, Roblado, daß dem Burschen eine Aufmunterung zu Theil geworden sei? Ich denke es ebenfalls, sonst würde er sicherlich nicht gewagt haben, sich so zu benehmen, wie er es gethan hat."

„Ich bin dessen vollkommen gewiß. Ich weiß mit Sicherheit, daß er sie vergangene Nacht allein gesehen hat. Als ich mich dem Hause näherte, sah ich einen Mann vor der Reja stehen und sich an die Gitterstange lehnen, als ob er mit einer darin befindlichen Person spräche. Ich dachte, daß es ein Freund des Don Ambrosio wäre.

„Als ich aber näher kam, marschirte der Mann, der in eine Manga gehüllt war, davon und sprang auf ein Pferd. Denkt Euch daher mein Erstaunen, als ich dies Pferd, den Rapphengst, erkannte, welchen gestern der Cibolero geritten hatte.

„Als ich in das Haus trat und mich erkundigte, wer daheim sei, theilte mir die Dienerschaft mit, daß der Herr in der Mineria sei und daß die Sennorita sich zur Ruhe begeben habe und an diesem Abend keinen Besuch mehr empfangen könne.

„Beim Himmel! Ich war so wüthend, daß ich kaum wußte, was ich in jenem Augenblick sagte. Die Sache ist kaum glaublich, aber daß sich der gemeine Kerl in einem geheimen Einverständniß mit ihr befindet, ist eben so gewiß, als daß ich ein Soldat bin."

„Es scheint wirklich unglaublich. Was gedenkt Ihr zu thun, Roblado?"

„O, was sie betrifft, so bin ich sicher genug, sie soll in Zukunft besser beobachtet werden. Ich werde Don Ambrosio einen Wink geben lassen. Ihr seid hinlänglich mit meinen Geheimnissen bekannt, Oberst, ihr Bergwerk ist mein Magnet; aber es ist verdammt unangenehm, einen solchen Burschen zum Nebenbuhler zu haben! Ha, ha, ha!"

Das Gelächter Roblado's war schwach und gezwungen. „Wißt Ihr," fuhr er, auf eine neue

Idee gerathend, fort, „der Padré kann die Guero-Familie auch nicht leiden, das geht aus den Anspielungen, die er heute Abend fallen ließ, deutlich genug hervor. Wir können vielleicht den Burschen ohne großen Skandal aus dem Wege räumen, wenn sich nur die Kirche einmischen will. Die Padrés können ihn ohne Weiteres aus der Niederlassung verbannen, wenn sie nur überzeugt sind, daß er ein „Heretico" ist. Verhält es sich nicht so?"

„Allerdings," antwortete Vizcarra kalt, indem er seinen Wein schlürfte, „aber wenn er verbannt wird, mein lieber Roblado, so dürfte vielleicht noch Jemand vertrieben werden. Die Rose würde zugleich mit den Dornen abgepflückt werden, Ihr versteht mich doch?"

„Vollkommen!"

„Nun, das wünsche ich natürlicher Weise nicht — wenigstens nicht für jetzt, in einiger Zeit kann's uns vielleicht nur angenehm sein, uns von der Rose sammt Dornen, Busch, Wurzeln und allem Uebrigen zu trennen! Ha, ha, ha!"

„Apropos, Oberst!" fragte der Hauptmann, „habt Ihr schon Fortschritte gemacht? — Seid Ihr im Hause gewesen?"

„Nein, mein lieber Junge, dazu habe ich noch keine Zeit gehabt. Ihr müßt bedenken, daß es eine ziemliche Strecke entfernt ist; übrigens gedenke ich

meinen Besuch hinauszuschieben, bis der Bursche nicht mehr um den Weg sein wird. Es wird bequemer sein, wenn ich meinen kleinen Liebeshandel in seiner Abwesenheit betreibe."

„Wie meint Ihr das?"

„Nun, der Carlos Cibolero wird in Kurzem nach der großen Ebene aufbrechen, um vielleicht mehrere Monate auszubleiben, Büffelfleisch zu zerwirken, die Indianer zu betrügen und dergleichen mehr."

„Ho, ho! Das ist nicht so schlimm!"

„Ihr seht also, querido camerado, daß bei der Sache keine Gewaltthätigkeit nothwendig ist, habt nur Geduld — es ist für Alles Zeit genug. Ehe mein kühner Büffeljäger wieder zurückkommt, werden hoffentlich unsere kleinen Angelegenheiten abgemacht sein, Ihr werdet ein reicher Bergwerkbesitzer, und ich —"

Man vernahm ein leises Klopfen an der Thüre und die Stimme des Sergeanten Gomez, welcher den Commandanten zu sehen verlangte.

„Kommt herein, Sergeant!" schrie der Commandant.

Der brutal aussehende Soldat schritt in das Zimmer, und es war in seinem Aussehen leicht zu erkennen, daß er soeben von einem Ritte zurückkehrte.

„Nun, Sergeant?“ sagte Vizcarra, als der Mann näher trat, „sprecht nur heraus. Capitain Roblado darf wissen, was Ihr zu sagen habt.“

„Die Personen, Oberst, wohnen in dem allerletzten Hause, Thalabwärts, volle zehn Meilen von hier. Es sind nur die Drei: Mutter, Schwester und Bruder — dieselben, die Ihr bei der Fiesta gesehen habt. Sie halten drei bis vier Tagno-Diener, die dem Manne bei seinem Geschäft helfen. Er besitzt einige Maulthiere, Ochsen und Karren, das ist Alles. Diese benutzt er bei seinen Streifzügen, von denen er in spätestens drei bis vier Tagen einen anzutreten gedenkt. Es wird, wie ich gehört habe, ein langer sein, da er eine neue Route über die Llano Estacado einschlagen will.“

„Ueber die Llano Estacado?“

„Das war sein Absicht! wie man mir gesagt hat.“

„Ist sonst Etwas zu berichten, Sergeant?“

„Nichts, Oberst, außer daß das Mädchen einen Geliebten hat — denselben jungen Burschen, der bei der Fiesta so stark gegen Euch wettete.“

„Den Teufel auch!“ rief Vizcarra, während ein tiefer Schatten über seine Stirn zog.

„Wirklich dieser! Das hatte ich vermuthet. Wo wohnt er?“

„In geringer Entfernung von ihnen, Thal-

aufwärts. Er besitzt einen Rancho und man sagt, daß er reich sei — das heißt für einen Ranchero."

„Schenkt Euch ein Glas Catalonier ein, Sergeant!"

Der Soldat streckte die Hand aus, ergriff eine Flasche, füllte eines von den Gläsern, verbeugte sich ehrerbietig gegen die Officiere und trank den Branntwein auf einen Zug aus. Da er sah, daß man seiner nicht weiter bedurfte, griff er darauf an seinen Tschako und entfernte sich.

„Ihr seht, Camerado, daß Alles in ganz guter Ordnung ist, soweit es Euch betrifft."

„Und für Euch ebenfalls?" antwortete Roblado.

„Nicht ganz!"

„Warum nicht?"

„Die Geschichte von dem Geliebten — von dem Ranchero — gefällt mir gar nicht. Der Bursche besitzt Geld und einen Feuergeist, der uns noch lästig werden kann. Er ist nicht der Mann, mit dem man sich schlagen möchte — wenigstens nicht eine Person von meinem Stande; — aber er ist Einer aus dem Volke — was der Cibolero nicht ist — und besitzt dessen Sympathien. Es würde etwas ganz Anderes sein, wenn man mit ihm in eine Affaire verwickelt würde. Pah, was brauche ich wohl zu besorgen? Es ist mir

noch nie Etwas mißlungen! Gute Nacht, Camerado!"

„Buennos noches!" antwortete Roblado; und die Beiden standen gleichzeitig vom Tische auf und verfügten sich nach ihren Schlafzimmern.

Ende des ersten Bandes.

Druck der C. Schumann'schen Buchdruckerei in Schneeberg.